

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338360](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338360)

müssen, wenn die Vorteile durch praktischen Gebrauch einmal erkannt wurden. Auch die Erstellung letzterer Großanlagen machen keine untragbaren, geldlichen Aufwendungen erforderlich, da sich die Kosten auf einen größeren Benutzerkreis verteilen.

Arbeitsentlastung in Haus, Hof und Stall tut not! In der Technisierung der bäuerlichen Innenwirt-

schaft darf kein Stillstand eintreten. Sie vermag uns auf diesem Sektor ähnliche Arbeitsbedingungen zu schaffen, wie sie dem Werk tätigen der Industrie und des Gewerbes schon lange Jahre dargeboten sind. Wo sich guter Vorsatz und fester Wille paaren, wird sich das Wort von Peter Rosegger bewahrheiten: „Warum sollte es nicht möglich sein, die besten Dinge unserer Zeit mit dem ländlichen Leben zu vereinen!“

## Der Urumtschi

Von Eberhard Meckel



Eine der originellsten Gestalten, die Bubenhofen, diesen Ort der knitzten und räsien oberländischen Geister, je bevölkerten, war der „Urumtschi“. Er besaß den Namen davon, daß er, der eigentlich Adrian Heberle hieß, in jungen Jahren einmal in Urumtschi gewesen war, jener unterm Himmelsgebirge gelegenen Handelsstadt in der Dsungarei, wo sich nicht nur die Kamele, Esel und Maultiere sämtlicher Karawanen, sondern auch die dazugehörigen Chinesen, Turkmenen und Mongolen gute Nacht sagen. Dort hatte er, seines handwerklichen Zeichens ein Schneider, manchem noblen Herrn ein Seidengewand gemacht, bis ihn in gleicher Weise, wie ihn das alemannische Fernweh einst unvermittelt in die Fremde getrieben, schließlich nach langer Abwesenheit das Heimweh wieder zurückgeführt hatte. Die Schilderungen seiner mannigfachen Fahrten und

Abenteuer belebten seither jeden Bubenhofer Stammtisch, und für die ausschweifende Beschreibung, wie der paßlose Urumtschi, in das zottige Bauchfell eines Tibetrindes verkrallt, sich verstohlen bei Nacht über die scharfbewachte Grenze zwischen Sinkiang und Afghanistan hatte tragen lassen, für den erregenden Bericht eines zwiefachen Schiffbruches in der Meerenge von Antokeja, die verhängliche Begegnung mit der sechsunddreißigsten Lieblingsfrau des Großkurden Omar, das Kaffeegelage in den Zelten des Wüstenscheichs Halibeb zahlte noch jeder gern ein Viertel Wein. Denn der Urumtschi schätzte das Zechen, nur fehlte ihm in der Regel dazu das notwendige kleine Wechselgeld trotz der großen Scheine, die er angeblich in der Tasche trug – ein Mangel, der ihm von denen verständnisvoll nachgesehen ward, die sich bei ihm dafür zwei Stunden eines würzigen Unterhaltenseins kauften. Denn erzählen konnte der Urumtschi, erzählen!

In den Ausgängen seines windigen Schneiderdaseins – denn die Tschoben und Bubenhosen sind zu zählen, die er in seinem Leben angefertigt – war ich ihm nähergekommen; ich hatte mich etwas um ihn, den notorischen Junggesellen, gekümmert, der allein in einem schiefen Fachwerkschopf am Ende von Bubenhofen hauste, dort, wo die Reben des Pfaffenbacher Surlus beginnen. Und der Umgang mit ihm hat mich an Kenntnis der Welt, ihrer Vorder- und Hintertüren, Stiegen und Kammern mehr gelehrt, als sich gemeinhin in Büchern schreiben und in Bildern malen läßt; denn nirgends schaut ja der wache, aber gern im Verborgenen spielende Geist unseres Lanus gerade dann deutlicher hervor, als wenn er sich, im lauten Wort innehaltend, an den verschiedenen Ecken des eigenen Wesens mit stillem Augenzwinkern umzublicken pflegt. Daß ich, der Hergelaufene, das richtiger als jeder Einheimische einzuschätzen vermochte, rechnete er mir nah an. So duldete er mich auch um sich, als es mit ihm zum Sterben kam, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch sein Geheimnis,

das er bisher zu hüten gewußt hatte. Doch jetzt besaß dieses Hüten keinen Zweck mehr, und in einer Woche, wenn erst die Steine auf des Urumtschi Sarg gepoltert und er nach der gesetzlichen Vorschrift anderthalb Meter unter der geliebten Erdoberfläche lag, war es sowieso hinfällig. Auch Geheimnisse haben nur einen Sinn, wenn man sie einmal lüftet.

Also kam es heraus, daß der Urumtschi niemals in Urumtschi gewesen, wie denn auch die Meerenge von Antokeja und alles andere — aber wer merkte das schon in Bubenhofen? — erfunden war.

„Das Weiteste, wo ich hingelangt bin, war Bopfingen an der Bopf beziehungsweise am Jpf. Da war ich einhundertsevenundvierzeinhalf Wochen Hausknecht, Schuhputzer, Wellenbengelsammler, Sägenfeiler, Herausschmeißer, Mädchen für alles im „Röble“. Damals kostete der Schoppen Schiller siebzehn Pfennige, und warum sollte ich suchen, ob er wo anders billiger sei? Er war nirgends billiger“, sagte er lächelnd zwischen den knapper werdenden Atemzügen, und die ganze Weisheit eines mit listigem Hinblinzeln zu sich selbst verbrachten Lebens stieg aus den Falten seines Gesichts und breitete sich erinnerungssatt darüber aus.

„Und so haben Sie Ihre Mitmenschen am Seil abgelassen, Jahre und Jahrzehnte hindurch!“, warf ich ein, nicht wenig von dieser heiteren Tatsache belustigt.

„Was heißt: Am Seil abgelassen? Für sie bin ich in Urumtschi gewesen, meine Geschichten galten ihnen als wahr, und das hat ihnen mehr gegeben, als wenn ich ihnen gesagt hätte, es sei alles geschwindelt. Man muß den Leuten ihre Illusionen lassen, sonst sind sie arm und besitzen nichts. Sie sind sowieso noch arm genug.“

„Und wie ordnen Sie den Schwindel in Ihr Leben ein?“

Der Urumtschi kniff erst das eine, dann das andere Auge zu.

„Ach“, antwortete er nach einer Pause nachdenklichen Schweigens,

„die Hauptsache ist, man bemogelt sich nicht selbst dabei! Man

darf sich nur nicht selbst widersprechen! Nie! Außerdem soll keiner meinen, daß in Urumtschi das Leben viel anders laufe als in Ettenheim oder Schallsingen. Nur die Farben sind vielleicht ein wenig anders und was sonst noch damit zusammenhängt.“

„Aber beim ‚was sonst noch‘, da liegt der Haken!“, gab ich drein.

„Mehr als lieben und atmen und enttäuscht sein können sie dort auch nicht!“ Das sagte er, der Adrian Heberle, der vielleicht nie recht geliebt hatte, der vielleicht viel Enttäuschung erfuhr und dessen Luft jetzt langsam zu Ende ging. „Aber ich bin halt frühzeitig dahintergekommen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, was gewesen ist. Es kommt vielmehr darauf an — und hier wurde der Urumtschi ganz ernst — was hätte sein können.“ Er legte sich bequem zurecht, dehnte und streckte sich wohligh in seinem Bett, das sein letztes war. „Und es hätte sein können! Das ist das Wichtigste! Es hätte sein können, daß ich in Urumtschi war, ja! Alles übrige verlohnt nicht...“

Am anderen Tag war der Urumtschi gestorben. Ganz Bubenhofen folgte seiner Leiche. Es war wie das Begräbnis eines Fürsten, der mit dem, was er an angeblichen Erlebnissen um sich gesammelt, heimlich die ganze Gegend beherrscht hatte. Auf dem Grabstein im reben- und tannenumschlossenen kleinen Gottesacker oberhalb Bubenhofen wurde nur „Urumtschi“ eingehauen, sonst nichts. Ich glaube aber, dies eine Wort genügt für ihn und das, was er war. Aller Traum und alle Sehnsucht, aller Verzicht und alle Erfüllung der Heimat stecken dahinter.



Wenn so oft an Gott man dächte,  
als man an die Steuer denkt,  
wät uns, glaub ich, längst der Rechte  
Fried und Ruh von Gott geschenkt.

Fr. v. Logau

Es ist doch sonderbar bestellt,  
sprach Hänschen schlau zu Bettes Fritzchen.  
„Daß nur die Reichen in der Welt  
das meiste Geld besitzen.“

Lessing

# Badische Staatliche Landwirtschaftliche Versuchsanstalt Augustenberg

*In welchen Fällen soll sich der Landwirt an die Anstalt wenden?*

*Von Hans Riehm*

Bei meinen Besuchen bei den badischen Landwirten muß ich immer wieder die Wahrnehmung machen, daß die Versuchsanstalt Augustenberg nicht so bekannt ist, wie es ihrer Bedeutung zukommt. Mit vorliegendem Aufsatz wollen wir unseren Landwirten berichten, was hier in Augustenberg getan wird, um ihnen zu zeigen, in welchen Fällen sie sich an uns wenden können. Die Badische Staatliche Landwirtschaftliche Versuchs- und Forschungsanstalt Augustenberg wird ja vom Staat unterhalten, um die badische Landwirtschaft zu beraten, und es ist deshalb im Interesse der Landwirte, diese staatliche Einrichtung auch zu benutzen.

Augustenberg ist eine der ältesten Versuchsanstalten Deutschlands, die auf eine 90jährige Geschichte zurückblicken kann. Sie wurde von dem bekannten, aus Kehl gebürtigen Chemiker, Geh. Hofrat Professor Dr. Neßler, im Jahre 1859 gegründet, der im Auftrag der Großherzogl. Zentralstelle für Landwirtschaft in dem genannten Jahre in seinem Hause in Karlsruhe, Ruppurrer Str. 74. ein Laboratorium zur Untersuchung landwirtschaftlich wichtiger Produkte einrichtete. Dieses Laboratorium wurde dann mit der 1872 an der Technischen Hochschule Karlsruhe gegründeten Samenprüfungsanstalt vereinigt und 1901 nach Augustenberg verlegt. Es sind also in diesem Jahr gerade 50 Jahre her, seit die Versuchsanstalt nach Augustenberg kam. Zunächst wurden die Untersuchungen in einem Gebäude hinter der Landwirtschaftsschule, im sogenannten Kavalleriebau, durchgeführt; 1907 konnte das jetzige Gebäude bezogen werden und damit hatte Baden eine der schönsten und größten Versuchsanstalten Deutschlands erhalten. Besonders soll noch hervorgehoben werden, daß die Versuchsanstalt während des Krieges und in der Nachkriegszeit gar nicht gelitten hat, daß weder das Gebäude beschädigt

wurde, noch Apparate wegkamen. Vor allem ist die außerordentlich wertvolle und umfangreiche Bibliothek ganz erhalten geblieben.

Was wird nun in diesem großen Gebäude, das ja von weither sichtbar auf der Anhöhe von Augustenberg liegt, gearbeitet? Wie eingangs erwähnt, ist die Versuchsanstalt zur Unterstützung der badischen Landwirtschaft errichtet. Die badische Landwirtschaft wollen wir unterstützen.

1. durch Untersuchungen landwirtschaftlich wichtiger Produkte,
2. durch Einführung neuer Erkenntnisse der Landwirtschaftswissenschaft, die entweder in Augustenberg selbst erarbeitet wurden oder von anderen Instituten stammen,
3. durch allgemeine Beratung unserer Bauern.

In welchen Fällen soll sich nun der Landwirt an die Versuchsanstalt Augustenberg wenden? Immer dann, wenn er ein Produkt der Landwirtschaft untersucht haben will, wenn er sich für neue Düngemittel, neue Futtermittel usw. interessiert, überhaupt, wenn er über irgend eine Frage, die das Gebiet der landwirtschaftlichen Chemie oder



*Versuchsanstalt Augustenberg*

landwirtschaftlichen Botanik berührt, Auskunft haben möchte. Davon ausgenommen sind Fragen, die den Pflanzenschutz angehen und die vom Pflanzenschutzamt in Karlsruhe, Kriegsstraße 47b, erledigt werden, außerdem auch Fragen, die die Milchwirtschaft betreffen und die von der Milchwirtschaftl. Lehr- und Untersuchungsanstalt in Baden-Baden, Werderstraße 5, beantwortet werden. Im Zweifelsfalle kann sich der Landwirt an die zuständige Landwirtschaftsschule wenden, mit der wir engstens zusammenarbeiten und die ja auch die Brücke bildet zwischen der Versuchsanstalt und der Praxis. Die von uns erstatteten Auskünfte sind für den Landwirt kostenlos. Die Untersuchungen führen wir zu den billigsten Gebühren durch, die für Landwirte noch ermäßigt werden können. Wir wollen anhand einiger praktischer Beispiele zeigen, in welchen Fällen der Landwirt sich besonders an uns wenden soll und welchen Nutzen er davon haben kann.

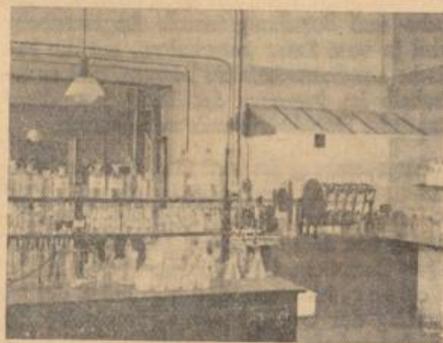
Vor allem wichtig ist die Untersuchung des Bodens auf seinen Nährstoffgehalt. Diese Untersuchungen führen wir gemeindeweise durch. Auf Anfragen des Bürgermeisters kommen wir in die Gemeinde und nehmen selbst die Bodenproben. Anhand der Resultate weiß der Bauer dann, wieviel und welche Düngemittel er geben soll. Gerade bei der Düngemittelanwendung werden ja noch sehr große Fehler gemacht, die durch die Bodenuntersuchung vermieden werden können. Durch Erhöhung der Düngemittelgaben, vor allem auch auf den Wiesen, können große Ertragssteigerungen erzielt werden. Die durch erhöhte Düngergaben entstehenden größeren Kosten machen sich mehrfach bezahlt.

Im chemischen Laboratorium werden die Düngemittel auf ihre Bestandteile untersucht. Die Handelsdünger sollen ja einen vom Verkäufer zu garantierenden Gehalt an Pflanzennährstoffen (Stickstoff, Phosphorsäure, Kali) aufweisen. Beim Auftauchen von Zweifeln, bei „unbekannten“ Düngern und bei neu im Handel erscheinenden Düngern ist eine chemische Nachprüfung ratsam.

Von größter Wichtigkeit für den Landwirt ist die Futtermitteluntersuchung sowohl der wirtschaftseigenen Futtermittel als auch der Handelsfuttermittel. Heu ist z. B. nicht gleich Heu. Sein Futterwert hängt weitgehend ab von der botanischen Zusammensetzung der Wiese und von

der Art der Gewinnung des Heues. So kann der Eiweißgehalt von Heu innerhalb weiter Grenzen schwanken. Nach ihm richtet sich aber die zu verabreichende Futtermenge, die zur Erzielung einer bestimmten Milchleistung erforderlich ist. Bei der Beurteilung von Gärfutter treten vielfach Mängel auf. Der Landwirt wird daher, um eine einwandfreie Verwendung seines Gärfutters zu gewährleisten, dessen Qualität, Eignung und Futterwert feststellen lassen.

Von besonderer Bedeutung ist die Untersuchung von Handelsfuttermitteln. Der Landwirt tut gut daran, wenn er in Zweifelsfällen die gekauften Futtermittel nachprüfen läßt. Die Untersuchung sagt ihm, ob der Nährwert der gekauften Ware auch dem entspricht, was er gefordert hatte und was er dafür bezahlt hat. Sie unterrichtet ihn über die Natur des



Versuchslaboratorium

Futtermittels, über dessen Echtheit, Reinheit und stoffliche Zusammensetzung, über dessen Frischezustand, Bekömmlichkeit und Haltbarkeit und vor allem auch Preiswürdigkeit. Der Landwirt wird so auf die verschiedenen Vorteile bzw. Mängel eines Futtermittels aufmerksam gemacht und erhält Ratschläge für seine zweckmäßige Verwendung. Das Gutachten der amtlichen Futtermitteluntersuchung gibt dem Landwirt ferner die Unterlagen für Schadenersatzansprüche gegenüber dem Lieferanten. Die Futtermitteluntersuchung dient auch zur Aufklärung von Tiererkrankungen und Todesfällen. Sie ist aber in erster Linie eine geeignete Maßnahme zur Verhütung von Erkrankungen und sollte nicht nur verlangt werden, wenn Tiere erkrankt oder gar ver-

eadet sind. Liegt ein solcher Fall vor, ist für dessen einwandfreie Klärung unerlässlich, daß der Untersuchungsstelle alle wichtigen Einzelheiten über Art und Verlauf der Erkrankung (tierärztliches Gutachten), über Art und Menge der verabreichten Futtermittel usw. mitgeteilt werden. In besonderen Fällen ist es angebracht, Magen- bzw. Kropfhalt von gefallenem oder notgeschlachteten Tieren zwecks Feststellung der verdächtigen Futterstoffe bzw. der vorhandenen Giftstoffe, an die Versuchsanstalt einzusenden. Handelt es sich aber um die Feststellung von Erkrankungen, die nicht in Zusammenhang mit dem Futter stehen, so ist das Tierhygienische Institut in Freiburg in Anspruch zu nehmen. Es soll schließlich besonders darauf hingewiesen sein, daß für

jede Futtermitteluntersuchung eine einwandfreie Durchschnittsprüfung unbedingt Voraussetzung ist.

Durch die Saatgutprüfung kann sich der Landwirt Aufschluß über die Wertigkeiten seines Saatgutes verschaffen. Er wird daher in allen Zweifelsfällen nachprüfen lassen, ob das von ihm gekaufte Saatgut die vom Verkäufer deklarierte Reinheit und Keimfähigkeit aufweist. Dies ist erfahrungsgemäß besonders wichtig bei Kleearten, wie z. B. bei Luzerne und Rotklee. Es kommt auch immer wieder vor, daß ausländische Kleesaaten von einer für unser Klima ungeeigneten Herkunft als inländische Saaten verkauft werden und bei der Aussaat ungenügende Erträge bringen.



Von Friedrich Schnack

Zinnien haben wir empfangen,  
Die aus Feuererden sprangen,  
Ausgeschmolzen aus Metallen,  
Schön geschuppt, uns zu gefallen.

Auf dem hochgezog'nen Stiele  
Schweben sie im Gartenspiele,  
Gold'ne Taler, reich gespendet,  
Haben sich an uns verschwendet.

Wer hat sie so heiß geründet,  
Welche Münze sie verkündet?  
Zahlt mit ihren schweren Gulden  
Unser Garten seine Schulden?

Zahlt er Mähen, Arbeitelöhne,  
Daß er sich mit uns versöhne?  
Will er uns für hartes Frohnen  
Mit Dukatenz belohnen?

Denn mit stets gekrümmtem Rücken  
Mußten wir zu ihm uns bücken,  
Untertänig ihm zu pflichten,  
Pflegend Dickichte zu lichten.

Beete eifrig zu begießen,  
Ließen wir uns nicht verdriessen,  
Schufen Humus, gruben Gräber,  
Daß die Büsche Beeren gäben.

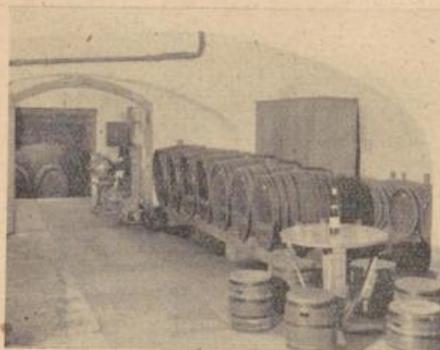
Und der Herr, dem treu wir waren,  
Läßt uns seine Gunst erfahren:  
Seiner Zinnien bunte Drden  
Sind uns heut verliehen worden.

Um sich vor Schaden zu bewahren, wird der Landwirt auch sein selbsterzeugtes Saatgut vor der Verwendung untersuchen lassen. Eine derartige Untersuchung lohnt sich immer, da die geringen Kosten in keinem Verhältnis stehen zu dem Schaden.



*Bibliotheksaal*

der durch schlecht keimfähiges Saatgut entstehen kann. Züchter und Vermehrer benötigen die amtliche Saatgutprüfung für die endgültige Anerkennung von Saaten; sonstige Erzeuger von Saatgut müssen dieses untersuchen lassen zwecks Zulassung als Handelssaatgut. Die Anstalt kann auch in Anspruch genommen werden, wenn es sich darum handelt, plötzlich und störend auftretende unbekannte Unkrautpflanzen bestimmen zu lassen und Rat schläge für ihre Bekämpfung einzuholen.



*Versuchskellerei Augustenberg*

In allen Fällen, wo der Winzer oder der Obstbauer einen Rat wünscht bei der Herstellung der Trauben-, Obst- und Beerenweine, wendet er sich an die Weinabteilung. Da der Abteilung eine Versuchskellerei angeschlossen ist, in

der selbstgekelterte Weine ausgebaut werden, ist eine einwandfreie Beratung und eine fachmännische Beurteilung eingesandter Proben gewährleistet. Die Untersuchung einer Vielzahl von Mostproben gibt einen Überblick über die Hauptursachen der Fehler und Krankheiten bei den Getränken aus Obst. Es ist hier in erster Linie die übermäßige Streckung des gekelternen Saftes mit Wasser zu nennen, ferner mangelhafte Schwefelung und der zu späte Abstich. Durch diese Grundübel verderben unzählige Liter Most, die durch rechtzeitige Beratung und sachgemäße Behandlung noch gerettet werden könnten.

Auch bei der Beurteilung von Branntweinen aller Art kann die Abteilung beraten, da die angeschlossene Versuchsbrennerei reichliche Erfahrungen vermittelt.

Sind dem Verbraucher beim Einkauf irgendwelche Zweifel aufgetaucht über die Echtheit der Weine oder Branntweine, so können Verfälschungen aller Art im Laboratorium aufgedeckt werden.

Schließlich soll noch auf die Reinhefezuchtstation hingewiesen werden, die seit 3 Jahren wieder in vermehrtem Maße Reinhefekulturen abgibt.

Zum Schlusse wollen wir besonders darauf hinweisen, daß der Landwirt sich möglichst rechtzeitig an uns wenden soll und nicht erst, wenn es zu spät ist, denn auch hier trifft das alte Sprichwort zu: „Verhüten ist besser als Heilen“. Dies gilt wie zuletzt gezeigt, vor allem für Wein, Most und Branntwein, aber auch für Boden, Pflanze und Tier. Verdorbene Getränke sind nur selten wieder in Ordnung zu bringen, die Heilung eines krank gewordenen Bodens stößt meist auf Schwierigkeit, kranke Pflanzen geben keine guten Erträge, kranke Tiere keine gute Leistung.

\*

### Scherz-Fragen

Er weist jedem ein anderes Gesicht und hat doch gar keins.  
(Der Spiegel)

Wo liegen Fuchs und Hase in Frieden beisammen?  
(Beim Kürschner)

Wer hat den Wolf über den Berg getragen?  
(Die Wölfmutter)

Wo liegt der Hase am wärmsten?  
(In der Flamme)

## Betriebswirtschaftliche Betrachtungen über Fütterungsfragen

Von Alois Noé

In unserem schönen Land Baden, dem Land des landwirtschaftlichen Kleinbesitzes, spielen die Einnahmen aus dem Viehstall — abgesehen von den Gebieten mit Spezialkulturen — für den Bauern die Hauptrolle. Es dürfte wohl nicht zuviel behauptet sein, wenn man annimmt, daß zwei Drittel der bäuerlichen Einnahmen aus dem Viehstall stammen. Folgende Erhebungen in gut geleiteten, intensiv bewirtschafteten, bäuerlichen Kleinbetrieben über die Jahresroheinnahmen (Verkaufserlöse) aus dem Viehstall erhärten obige Behauptung.

Betrieb	1 ha	2 ha	3 ha	4 ha	5 ha	Ø ha
Betriebsgröße	3,5	4,5	4,4	5,4	9,0	
Großvieheinheit	3,2	4,5	4,5	6,2	11,3	
Gesamtfläche je G. V. E.	1,09	0,96	0,96	0,87	0,89	0,93
Hauptfutterfläche	1,9	2,6	2,1	2,9	5,0	
Hauptfutterfläche je G. V. E.	0,59	0,58	0,47	0,47	0,45	0,51
Rohrertrag aus dem Viehstall (Verkaufserlös pro ha Gesamt- fläche)	DM 620	606	700	636	492	609

Zum Vergleich seien hier die Viehstallroherträge (Verkaufserlöse) von 89 größeren Betrieben Badens angeführt (Buchführungsergebnisse der Buchstelle Nagel, Karlsruhe). Diese betragen im Durchschnitt aller Betriebe DM 289.— je ha Gesamtfläche.

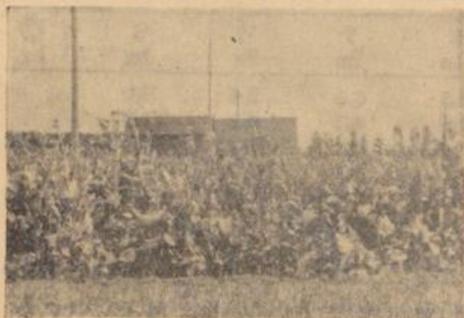
Der intensive bäuerliche Betrieb kann sich also auch in bezug auf die Roheinnahmen aus dem Stall ohne Berücksichtigung der Arbeitsleistung seiner Kühe im Vergleich mit den Großbetrieben wohl sehen lassen. Dies wird in verstärktem Umfange in Zukunft auch dort wieder der Fall sein, wo man sich im Zeichen der Zwangswirtschaft von der Viehhaltung ab, dem Feldgemüsebau auch in Gegenden zugewandt hatte, die von Haus aus auf die Dauer gesehen nicht dafür geeignet waren.

Woran liegt es nun, daß der größte Teil unserer Kleinbauernbetriebe diese hohen Roh-einnahmen aus dem Viehstall nicht erreicht? Die Leistungen unseres Viehbestandes stehen und fallen mit einer ausreichenden gleichmäßigen Fütterung mit bestem gehaltreichem Futter im Sommer wie im Winter. Erst in zweiter Hinsicht rangiert die Zucht einer leistungsstarken Kuh. Die meisten unserer Kühe sind heute züchterisch schon soweit durchgezüchtet, daß sie hohe Milch-Erleistungen aufzuweisen haben, nur fehlt es in vielen Ställen an der richtigen Fütterung.

Es sollte heute jedem Bauer bekannt sein, daß er zur ganzjährigen ausreichenden Fütterung eine Futterfläche von zirka 70—80 Ar je Großvieheinheit benötigt. Infolge der Kleinheit der Betriebe und der verhältnismäßig günstigen klimatischen Verhältnisse — mit Ausnahme des Schwarzwaldes und des Odenwaldes — darf der Bauer auf keinen Fall soviel Land für den Hauptfruchtfrutterbau (Klee, Ackerfutter, Wiesen, Dickrüben) verwenden. Es würde ihm sonst nicht mehr viel Ackerland für die Ernährung seiner Familie und zur Erzeugung von Verkaufsfrüchten übrig bleiben. Sehr gut geleitete landwirtschaftliche Kleinbetriebe kommen in hiesiger Gegend mit 40—50 Ar und weniger Hauptfruchtfrutterfläche je Großvieheinheit aus, während andere Bauern in demselben Dorfe 80—90 und mehr Ar für die Ernährung einer Kuh das ganze Jahr über brauchen. Der Landwirt der nur 40—50 Ar mit Hauptfruchtfrüchten bestellt, bedarf natürlich auch im Durchschnitt 75 Ar Gesamtfrutterfläche zur Ernährung eines Stücks Großvieh das Jahr hindurch. Er baut aber die weiteren 20—35 Ar mit gut gedüngten und gepflegten Zwischenfrüchten an. Im Zwischenfrutterbau liegen in unseren kleinbäuerlichen Betrieben tatsächlich noch große Möglichkeiten, Flächen zur Erzeugung direkt Geld bringender Früchte frei zu bekommen und einzusparen. Voraussetzung für die Einschränkung der Hauptfrutterfläche ist allerdings, daß der Bauer die dann noch verbleibenden

Grünländereien und Dickrübenäcker entsprechend gut pflegt und düngt. Dadurch ist es möglich, hohe Erträge an Heu, Grünfutter und Dickrüben von der verringerten Anbaufläche zu erzielen.

Der fortschrittlich wirtschaftliche Landwirt wird sehen, daß er die Grünfütterungszeit solange wie irgend möglich ausdehnt um Heu (Hauptfruchtfläche) zu sparen, die Winterfütterungszeit, soweit es geht, zusammendrängt. Die Hauptsache ist also, daß von vornherein der Anbau und Beststellungsplan so gestaltet wird, daß das ganze Jahr über genügend junges, gehaltreiches Futter in grünem wie in getrocknetem Zustand zur Fütterung bereit steht. Jeder Bauer weiß aus eigener Erfahrung, daß er im Frühjahr und im Herbst häufig Futter im Überfluß hat und bei der Fütterung oft Eiweißverschwendung treibt. Hier wäre unbedingt der Silo am Platze, um das übrige Futter, soweit es noch nicht oder nicht mehr getrocknet werden kann, einzusäuern. Wie froh waren die Landwirte in dem trockenen Sommer 1947 und 1949 mit ihren Futterreserven im Silo!



*Winter-Futterraps*  
aufg. im Dienstbezirk der  
Ldw.-Schule Augustenberg  
am 15. 4. 1950



*Winter-Futterroggen*  
aufg. im Dienstbezirk der  
Ldw.-Schule Augustenberg  
am 20. 4. 1950



*Landsberger Gemenge*

aufg. im Dienstbezirk der  
Ldw.-Schule Augustenberg  
am 3. 5. 1950

Die Grünfütterungszeit beginnt hier in der Rheinebene ungefähr um den 15. April herum. Angefangen wird mit Sprengelraps oder Rüben. Nach Abfütterung desselben folgt ein Acker mit Futterroggen, dann kommt zum Abmähen Landsberger Gemenge und Inkarnatklees. Alle drei Grundstücke wurden vor der Saat mit Stallmist abgedüngt, so daß diese abgeernteten Winterzwischenfrüchte sofort mit Hackfrüchten (Kartoffeln, Dickrüben) oder auch mit Futtermais bestellt werden können. Sollte der Boden, der Landsberger Gemenge trug, zu ausgetrocknet sein, so kann daselbe nach einer Düngung mit ca. 3 Pfund Kalksalpeter je Ar oder Jauche stehen bleiben. Es liefert dann noch einen sehr guten Heuschnitt. Erst jetzt kommt der Rotklee zum Verfüttern. Ein guter Rotkleebestand von ca. 15 Ar pro Stück Großvieh als Hauptfrucht dürfte für die Sommerfütterung ausreichend sein. Zwischen dem 1. und 2. Rotkleeschnitt ist es oft gut, wenn man einen Acker mit Futtermais oder Erbsenwickhafergemenge zum Verfüttern hat. Dadurch wird ermöglicht, daß der erste Rotkleeschnitt nicht zu alt wird und der Rest zu Heu gemacht werden kann.

Ist dann der Winterraps- oder Wintergerstenacker gleich mit Futtermais oder Erbsen-Hafergemenge bestellt worden, so ist die Futtermittelsversorgung bis zum Stoppelkleeschnitt und zum Herbstfutter sichergestellt. Wurde ferner ein Acker mit Zuckerrüben angebaut, auch wenn

diese nicht an die Zuckerfabrik angeliefert werden, sondern im Winter zur Verfütterung kommen, so steht Zuckerrübenblatt weit in den November zur Grünfütterung bereit. Schließlich folgt noch der in die Getreidestoppeln gesäte Lihoraps bzw. gepflanzter Markstammkohl. Der Lihoraps wird, wie unsere Erfahrungen gezeigt haben, nachdem ein Frost darüber hin gegangen ist, lieber gefressen als zuvor.

Für die Winterfütterung werden an Fläche ca. 10 Ar gut gedüngter und gepflegter Wiesen, 8–10 Ar Luzerne, 5 Ar Dickrüben und 8–10 Ar Stoppelrüben (Sommerzwischenfruchtbau) je Großvieheinheit benötigt. Damit stehen ca. 25 Zentner Heu und 80 Zentner Rüben als Grundfutter zur Verfütterung je Großvieheinheit bereit, was bei 160 Winterfütterungstagen einer täglichen Futtermenge von ca. 16 Pfund Heu und 50 Pfund Rüben pro Kuh entspricht. Können dann noch 10 Pfund Silage gegeben werden, so reicht der Nährstoffgehalt des Futters für 10–12 Liter Milch pro Tag aus.

## Der Wachtelschlag

Von Otto Ernst Sutte



Das Versemachen machte zeitlebens die große Liebhaberei des Schulmeisters Samuel Friedrich Sauter aus. Als er noch dem Lehramt verhaftet war, gehörten die Abende und die Sonntage dem Dichten. Vieles von seinen Poetereien hatte er Herd und Ofen überantwortet. Aber ein Bändchen blieb doch übrig, das vor einigen Monaten im eigenen Verlag herausgekommen war. Schon befand er sich im Anmarsch auf die Siebzig. Am Ende hätte der Christian Friedrich Daniel Schubart, den er, der Schulmeister von Flehingen und Zaisenhausen, kennen gelernt hatte, als jener auf dem Hohenasperg gefangen saß, an einem oder anderen Lied doch sein Vergnügen gehabt . . . .

In das engbegrenzte Reich seiner Erinnerung versunken, saß Samuel Friedrich Sauter im Spätherbst 1845 in seiner Witwerstube am Fenster, als er eines jungen Berufsgenossen, der jetzt an der Flehinger Schule unterrichtete, ansichtig wurde, wie er eilends herankam.

Schon klopfte es an der Tür. Und kaum war das „Herein“ über seine Lippen geglitten, stand der heitere Ankömmling bereits vor ihm und schickte sich glückstrahlend an, ein Notenblatt ihm vor die Augen zu halten, das er entrollte. Doch schien ihn dies sogleich wieder zu gereuen. Rasch wendete er sich um, flog ordentlich zum Spinett drüben in der Ecke und schlug es auf. Dann sang er mit leicht zitternder, indessen von vollem Gefühl erfüllter Stimme:

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor,  
Fürchte Gott! Fürchte Gott!  
Ruft mir die Wachtel in's Ohr  
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,  
Mahnt sie den Horcher am Saatengefeld  
Liebe Gott! Liebe Gott!  
Er ist so gütig und mild.

Alle Strophen sang der junge Lehrer.

Der alte Mann am Fenster war keines Wortes mächtig. Seine Augen umflorten Tränen. Der Sänger trat auf ihn zu: „Was sagen Sie, lieber Herr Samuel Friedrich Sauter, was sagen Sie, wie unaussprechlich schön Ludwig van Beethoven Ihren Wachtelschlag vertont hat?“

Der Greis ergriff die Hand des Junglehrers: „Ludwig van Beethoven? Ist das denn wahr? Aber es muß ja wohl wahr sein! Wer sonst hätte aus meinem bescheidenen Lied ein so herrliches Werk machen können!“

Schweigend standen die beiden Männer voreinander. Beide gleich tief ergriffen vom Augenblick. Dann legte Samuel Friedrich Sauter den Arm um den jungen Mann, der ihn so unsäglich erfreut hatte: „Es ist für mich alten Mann bald Zeit zum Aufbrechen. Wollen Sie mir etwas versprechen —?“ Der Junge nickte. Denn nun brachte er keine Silbe hervor. „Wenn Ihr mich“, so fuhr der Greis weiter, „der Erde übergebt, so lassen Sie, mein lieber junger Freund, die Kinder an meinem Grab den Wachtelschlag singen . . .“

Schon im folgenden Jahr — es war 1846 — segnete der Schulmeister im Ruhestand Samuel Friedrich Sauter das Zeitliche. Und an der offenen Gruft sangen die Schulkinder alle Strophen seines Wachtelschlages. Am schönsten aber die letzte:

Schreckt Dich im Wetter der Herr der Natur:  
 Bitte Gott! Bitte Gott!  
 Und er verschonet die Flur.  
 Machen die künftigen Tage Dir bang,  
 Tröste Dich wieder der Wachtelgesang:  
 Traue Gott! Traue Gott!  
 Deutet ihr lieblicher Klang.



## Schwarzwälder Bauernstube

Von Max Rieple

In dem niedern Gemach,  
 im Getäfel tief braun,  
 schwebt noch Harzrauch vom Holz  
 und der Wälder Geraun,

weht das Dufte vom Heu  
 warm durchs Fenster herein  
 mit des Brunnenstrahls Lied  
 und der Rauchschwalben Schrein.

Horch, der Stubenuhr Herz,  
 wie es immerzu schlägt,  
 mit Getick und Getack  
 sich der Goldpendel regt.

Bunt und sorglich gemalt  
 blüh'n auf Truhe und Schrank  
 rote Rosen und Mohn  
 n des Efeus Gerank.

Auf dem Fensterims schmal  
 schnurrt die pechschwarze Katz,  
 und sie leckt sich und pußt  
 ihren schlohweißen Laß,

spißt nur manchmal das Ohr,  
 wenn's am Fensterglas klirrt.  
 Blank der Rücken Gesumm  
 durch den Sonnenstrahl schwirrt,

der auf blitzsauberm Tisch  
 nach dem Bauernbrot faßt  
 und mit durstigem Mund  
 an dem Weinfruge praßt. —

Dort im Winkel versteckt  
 schaut der Herrgott herein,  
 und er segnet das Brot,  
 und er segnet den Wein.



# Schwarzwälder Kirschwasser

Von Waldemar Württenberger

Die linden Lüfte sind erwacht! Weich und mild, haben sie langsam den rauhen Wintersmann vertrieben. Überall grünt und blüht es in den Tälern des Schwarzwaldes. Schneeweiß stehen die Kirschbäume im Grün der Talhänge in der Pracht ihres Blütenesschmuckes. Und wenn die Eisheiligen gnädig sind, kann es ein gutes Kirschenjahr geben.

Sie waren gnädig! Der Frost hat nicht mit rauher Hand in den Blust hineingegriffen, wie in manch anderen Jahren. Und nun hängen die jungen Zweige an den Bäumen schwarz voll glänzender Kirschen. Klein sind sie zwar und nicht so protzenhaft wie ihre schönen großen Brüder, die Edelkirschen, die

man in den Obstgärten findet. Dafür aber sind sie süß wie Zucker. Zum Verkauf sind sie schlecht geeignet, denn ihr Fruchtfleisch ist weich und die Haut dünn, so daß sie kaum auf kurze, geschweige denn auf längere Strecken einen Transport aushalten. Außerdem würde sich bei ihrer Kleinheit und Vielheit ein Brechen mit den Stielen, wie es für den Markt verlangt wird, kaum bezahlt machen. Es sind eben halb wilde bis wilde Sorten, die da oben in den Tälern schon seit Jahrhunderten wachsen und seit altersher zum Brennen verwendet werden: Brennkirschen, — Schnapskirschen.

Jetzt aber haben sie die nötige Reife. Schon fallen einzelne vom Baum und bei



Abfüllen des Schwarzwälder Kirschwassers in einer Edelbranntweinbrennerei

anderen fängt die Haut um den Stiel an runzelig zu werden. Da ist es hohe Zeit zur Ernte. Die Leitern werden aus dem Schoß gezogen und am Baum angestellt. Und nun geht für Jung und Alt die lustige, saftige, klebrige Kirschenernte an. Brennkirschen werden nicht gebrochen, sondern gestreift oder gestreift, das heißt, sie werden einfach mit der Hand von den Stielen abgestreift. Das geht natürlich sehr viel rascher als das Pflücken mit den Stielen. Es wird dabei allerdings auch ein groß Teil der Früchte verletzt, was jedoch wiederum nicht von Bedeutung ist, weil die Kirschen doch alsbald ins „Schnapsfaß“ wandern, in dem das Werden des Kirschwassers seinen Anfang nimmt.

Das Schnapsfaß – besser Gärfäß oder Maischefäß genannt – ist ein hölzernes sogenanntes „Türlesfaß“, das unten im vorderen Boden eine Öffnung hat, die durch ein hölzernes Türlein verschließbar ist. Und durch dieses Türlein werden die Früchte eingefüllt, nachdem sie vorher möglichst durch Stampfen oder sonstwie zerquetscht worden sind. Dabei sollen auch einige Kirschensteine in die Brühe gehen „von wegen dem guten Geschmäcklein“, das das Innere der Kerne dem Kirschwasser verleiht. Aus dem Amygdalin, einem Stoff, der im eigentlichen Samenkern der Kirsche enthalten ist, entsteht nämlich durch chemische Umsetzung Blausäure und Benzaldehyd, die in winzigen Mengen zur Erzeugung des feinen Aromas des Kirschwassers wesentlich beitragen. Nur zu viele Steine darf man nicht zerquetschen, sonst könnte die Sache recht giftig werden, denn Blausäure ist ein starkes Gift, mit dem nicht zu spaßen ist.

Ist das Faß zu etwa dreiviertel gefüllt, so wird die Öffnung lose mit einem feuchten Tuch überdeckt, damit die bei der Gärung sich entwickelnde Kohlensäure leicht entweichen kann. Würde man das Faß fest verschließen, so würden die in erheblichen Mengen entstehenden Gase das Faß in kurzer Zeit auseinandersprengen. Bei dem warmen Wetter, das zur Zeit der Kirschenernte meist herrscht, beginnen die Kirschen im Fasse rasch und stürmisch zu gären.

Nach einigen Wochen ist der Sturm vorüber. Das Meer hat sich geglättet und nach langsamer Nachgärung ist Ruhe eingetreten. Aus dem Zucker der Früchte ist Alkohol geworden. Die Gärung ist beendet. Jetzt kann man die Maische – so nennt man die vergorene Kirschmasse – abbrennen, d. h. man kann das Kirschwasser aus derselben

durch Destillation abscheiden. Aber dem Schwarzwaldbauern eilt es nicht so damit. Einesteils hat er um diese Jahreszeit noch allerhand wichtigere Arbeit in Feld und Hof und andererseits soll durch Lagern der Maische das Aroma des Kirschwassers sich noch verbessern. Schnapsbrennen ist meist Winterarbeit. Allerdings darf man, wenn erst später gebrannt werden soll, nicht vergessen, das Gärfäß mit Maische vollzufüllen und das Türlein luftdicht zu verschließen, denn Luft über der Maische ist der Feind des Alkohols. Es bildet sich nämlich, wenn die Oberfläche der Maische mit Sauerstoff in Berührung kommt, rasch eine Schicht von wilden Kahlhefen, die schwere Alkoholiker sind, denn sie konsumieren ihn in großen Mengen. Darum muß das Faß vollgefüllt und luftdicht verschlossen werden. Ohne Sauerstoff können diese schädlichen Hefen nämlich nicht gedeihen.

Im Winter ist die Zeit zum Schnapsbrennen für den Bauern gekommen. Wenn das Feuer unterm Brennkessel seine wohlige Wärme im Raume verbreitet, dann ist es schöner, in der Brennerei zu stehen und dem strohhalmdünnen Fädelein Kirschwasser zuzusehen, das da aus dem Kühlrohr sachte in den Trichter auf der „Schnapsgutter“ rinnt, wie draußen im Schnee und Kälte zu werken.

Im Kleinbetrieb ist der Brennvorgang eine einfache Destillation ohne jede Schikane. Ein eingemauerter meist kupferner Siedekessel – Brennkessel genannt – darauf ein Dampfdom – der Helm – an diesem ein Dampfableitungsrohr, das durch eine Kühlwasserstande geht, und eine Vorlage in Form einer Schnapsgutter – einem mit Stroh umflochtenen Glasballon – ist der ganze Apparat. Es ist dies wohl das einfachste Brenngerät, das schon seit Urväter Zeiten im Schwarzwald verwendet wird.

Wem allerdings seine Brennerei mehr am Herzen gelegen ist, der hat sich eine modernere Anlage angeschafft mit Dampf- oder Heißwassererhitzung und neuzeitlichem Kühler. Aber davon hängt's nicht ab. Wer's versteht, der kann mit der primitivsten Einrichtung einen vorzüglichen Branntwein brennen, während einem Pfscher und Nichtsköner die schönste Brennereieinrichtung keinen Segen bringt.

Über den Vorgang der Destillation können wir wohl hinweggehen, er dürfte ja allgemein bekannt sein. Nur das eine sei

hervorgehoben: Man teilt beim Brennen der Edelbranntweine das Destillat in drei Teile: einen kleineren Teil, der zuerst aus dem Kühlrohr fließt, Vorlauf genannt, den Hauptteil oder Mittellauf und den wieder kleineren Schlußteil oder Nachlauf. Im Vorlauf sind hauptsächlich die leichtsiedenden, meist schlechten Geschmackstoffe enthalten, während der Nachlauf größtenteils aus Wasser mit nur noch wenig Alkohol und außerdem aus den schwerer siedenden Gärungsprodukten mit vielfach unangenehmen geschmacklichen Eigenschaften besteht. Der Mittellauf dagegen enthält das Kirschwasser. Den ersten Brand nennt man „Rauhbrand“, wohl von Rohbrand herkommend.

Nun hat man zwar ein Kirschwasser, aber durchaus noch kein gutes. Fuselig und kratzig ist sein Geschmack, denn es enthält noch zu viele unerwünschte Beimengungen. Diese müssen natürlich zuerst herausgeschafft werden, wenn der Brenner auf etwas Feines Wert legt, das seinem Namen Ehre macht. Und das geschieht durch eine nochmalige Destillation der Mittelläufe der verschiedenen Rauhbrände im sog. „Gutbrand“. Auch hier wird wieder in derselben Weise verfahren wie beim Rauhbrand, das heißt, es wird wiederum ein Vorlauf und ein Nachlauf vom Mittellauf getrennt. Ab und zu wird sogar das Brennen noch ein drittes Mal wiederholt. Aber das ist meist schon des Guten zu viel, denn dabei gehen bereits eine Menge wertvoller Geschmackstoffe verloren. Ein erfahrener guter Brenner hat dies nicht nötig! Die Vor- und Nachläufe der verschiedenen Brände werden zum Schluß nochmals destilliert. Sie geben aber nur eine zweite Garnitur Kirschwasser.

Ist das Brennen beendet, so muß das Kirschwasser noch „eingestellt“, d. h. es muß auf einen bestimmten Alkoholgehalt gebracht werden, denn dieser ist bei den verschiedenen Bränden sehr unterschiedlich. Meist ist er zu hoch. Das Einstellen geschieht mit Hilfe einer Senkwaage – eines Alkoholometers. Im Durchschnitt beträgt der Alkoholgehalt eines guten Kirschwassers etwa 50 Volumenprozent. Ist der Kirsch auf die richtige Stärke gebracht, so wird er zum „Ausreifen“ an einem kühlen Orte gelagert, der keinen großen Temperaturschwankungen ausgesetzt ist. Je länger man ihn lagert, desto milder und besser wird er, denn er hat dann Zeit, sich innerlich auszugleichen und die Geschmackstoffe zu veredeln.

Leider hat auch die böse Zeit, die hinter uns liegt, dem Schwarzwälder Kirschwasser nichts Gutes gebracht. Es ist ihm gegangen, wie so vielen unter uns. Die Notzeiten haben es nicht gebessert, sondern schlechter gemacht. Denn es ist in die Hände der Schieber und Wucherer und Steuerhinterzieher und Kompensierer und Schwarzhändler und, was das Schlimmste ist, der Schwarzbrenner geraten und gründlich verdorben worden. Sein guter alter Ruf ist dahingeschmolzen wie Schnee vor der Märzsonne. Nach seiner Güte hat niemand mehr gefragt. Trumpf war die Menge. „Nur viel“ war die Losung, wenn auch drei Viertel Wasser war. Und der Preis stand bald im umgekehrten Verhältnis zur Qualität. Vom „Edelbranntwein“ war meist nur der „Branntwein“ übrig geblieben und der war danach. Was da alles als echtes Kirschwasser angeboten und zu teuren Preisen gehandelt worden ist, geht auf keine Kuhhaut. Es spielte ja keine Rolle mehr, ob einem das Zeug wie Feuer im Halse brannte oder ob man es schon auf fünf Meter Entfernung roch, wenn Einer „Eins“ hinter die Binde gegossen hatte. In Zeiten, in denen sogar der „Robkartoffler“, der „Topinambur“, salonfähig geworden, war das ohne Bedeutung. Nur „möglichst viel“ mußte es sein!

Doch zum Glück sind diese Zeiten wieder vorbei! Der Schwarzhandel lohnt nicht mehr, und die ohne gütige Mithilfe des Steuerbeamten betriebenen Waschkesselbrennereien haben glücklicherweise alle die Schwindsucht am Halse. Ihren Fusel will niemand mehr haben, seit man wieder ein „legales“ Schnäpslein, zwar noch etwas teuer, aber immerhin bekommen kann. Und zu Hause braucht man auch keine Türe mehr abzuschließen aus Angst, daß einem der Staatsanwalt am Wickel kriegt, wenn man mit einem guten Freunde einen oder auch mehrere (je nach der Größe des Geldbeutels) kippen will. Man sieht ja überall wieder die schönen echten Kammerkirschflaschen mit dem Kronenwappen und dem duftenden auf Herz und Nieren geprüften Inhalt aus den Schaufenstern winken.

Ein Stück Speck und ein Stück Bauernbrot und dazu ein edles abgelagertes „Chriesiwässerle“ sind heute auf einer Schwarzwaldwanderung in einem der guten alten Bauernwirthshäuser kein Traumgebilde mehr.

# Das Mädchen von der Fischleingasse



Von Friedrich Schnack

In unserer Gasse, der Fischleingasse, erzählte der Häusermakler, wohnte Joanita, ein älteres Fräulein, die ihren Lebensunterhalt mit dem Knüpfen von Teppichen und Läufern erwarb. Sie stammte aus Voralberg, woher sie mit ihrer Mutter in unsere Stadt am Bodensee gekommen war. Die Frau war kränklich und viele Jahre an das Bett gefesselt gewesen. Über die Pflege an der Mutter war Joanita in die für eine Frauensperson ungünstigen Jahre zwischen dreißig und vierzig gekommen und deshalb ledig geblieben. Ich, ein sechzehnjähriger Straßensjunge, sah ihr oft bei ihrer Knüpfarbeit zu und saß bei ihr am Webstuhl, wenn sie die Fäden spannte und bunte Muster in die Kette warf.

In ihrem Gedächtnis hatte sie mancherlei Geschichten aus dem Land am Bodensee aufbewahrt, und wie das Brunnlein in der Gasse ließ sie die Geschichten über ihre Lippen fließen, ja sie war selber ein Brunnenmund, einem redenden Brunnen vergleichbar.

Gruseln und Spannung, Furcht und Behagen erweckten mir ihre Erzählungen, aber auch Heimatliebe. Wickelte sie den Faden von der Rolle und ließ sie das Schiffchen des Webstuhls durch die Fächer der Kettfäden gleiten und schießen, wob sie einem wunderliche Bilder in das Seelenkleid. Wie bangte ich da um das Schicksal der schönen Stadt Meersburg am Fuß des Burgfelsens: ruht die Stadt doch, wie es heißt, auf dem Wasserspiegel gleich dem Nest eines Wasservogels. Nur eine dünne Erdschicht, nicht dicker als das Eis des winterlichen Sees, trennt Straßen und Plätze von dem darunter schlafenden Wasser. „Ich möchte da nicht wohnen und mich herumtreiben!“ sagte ich mir, heimlich besorgt.

Wie nahe das Wasser unter den Füßen quillt und lauert, merkten die Leute von Meersburg eines Tages, als ein Landwirt in der Unterstadt einen Brunnen graben wollte. Schwarz wallend quollen die Wasserpulse aus dem Spatenloch. Erschrocken warf der Mann die Grube schnell wieder zu und wandte sich schauernd ab von seinem Tun, sonst wäre der ganze See durch die Öffnung mitten in die hübsche Stadt hineingestürzt, alles ertränkend und ersäufend. Seitdem lassen es die Meersburger mit den vorhandenen Brunnen genug sein, käme doch augenblicklich der Bodensee über sie und ihre Häuser.

„Wahr und wahrhaftig!“ rief Joanita aus. „Pfui Fische! Und denk nur, es ist nicht einmal sicher, ob die Stadt nicht doch eines Tages untergehen wird und von ihr nichts zurückbleibt als nur ein Traum von Burg, Häusern und Weinbergen. Ein Seebeben, ist gewissagt, werde sie heimsuchen, ein Rütteln und Schütteln mitten aus dem tiefen Wasser.“

„Wie soll das geschehen?“ fragte ich verwundert.

„Laß es gut sein!“ riet sie, „laß es gut sein, Reinhart. Im Wasser liegen viele Geheimnisse, so viele, wie Fische drin' sind. Und die Fische? Frag die Fischer, wie es dann den Fischen ergehen wird, oder frag sie nicht, einerlei, sie wissen auch nichts!“

„Und warum badest du nicht im See, Joanita?“, fragte ich keck, kannte ich sie doch als wasserscheu.

„Mir graust vor den Fischen“, antwortete sie kichernd. „Es könnte mich einer zwicken. Auch schwamm einmal ein Krokodil im Bodensee.“

„Nicht möglich! Wer hat es ausgesetzt? Erzähl!“

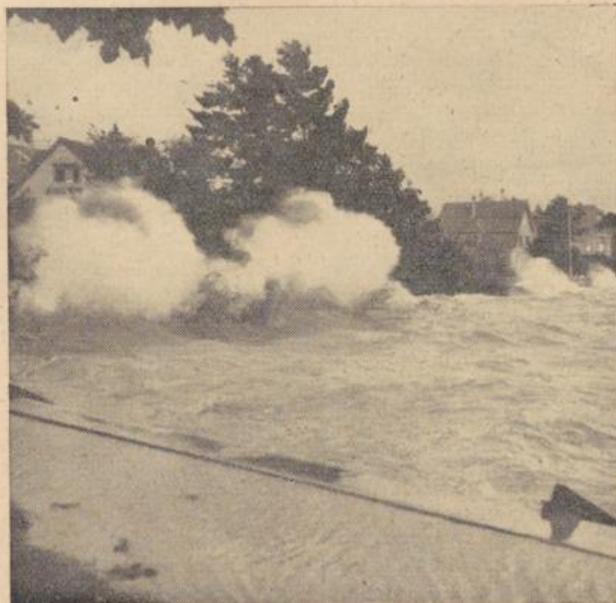
„Da ist nicht viel zu erzählen“, fuhr sie fort. „In Meersburg gastierte einmal ein kleiner Zirkus, der ein Krokodil zur Schau stellte. Eines Morgens riß es aus und ging ins Wasser. Der Zirkusmann suchte es mit einem Fleischerhaken und einem Köder zu fangen. Aber das Biest mochte nicht anbeißen, es war schlau. Niemand wagte sich mehr in das Wasser, kein Mensch mochte noch baden. Wie leicht hätte einen das Krokodil in die Tiefe ziehen können! Da kam eines Tages ein neuer Feriengast nach Meersburg, ein Lehramtskandidat, einer, der Schule hält, und wohnte im ‚Schiff‘. Ahnungslos betrat er frühmorgens die Badeanstalt, als noch niemand dorthin unterwegs war, er wollte am liebsten allein sein. Aber er war nicht allein. Wie er sich gerade von der Stiege in die warme Flut stürzen wollte, stutzte er jählings: zu seinem Entsetzen bemerkte er die Schnauze eines Krokodils auf der untersten Stufe und sah in die tückischen Auglein, die gerade darauf warteten, daß ein Lehramtskandidat daherkäme. Zwar war er nur ein magerer Hecht, aber das Biest hatte Hunger. Wie es gerade zuschnappen wollte, sprang der Herr blitzschnell zurück, stürzte in seine Kleider und rannte laut schreiend in die Stadt. Der Zirkusmann hatte kaum das Wort ‚Krokodil‘ gehört und ‚Badeanstalt‘ dazu, als er auch schon dorthin eilte und mit einem großen Fischernetz seinen Liebling wieder einfing.“

„Nun gut“, sagte ich, „das Krokodil ist gefangen worden, und die Fische tun dir nichts. Du kannst mit mir ruhig zum Schwimmen gehen.“

„Was du dir denkst!“, versetzte sie listig, „es war ein weibliches Krokodil. Vielleicht hat es Junge im See zurückgelassen. Ich hab schon mal so 'n merkwürdiges Plätschern gehört. Auf schöne Füße sind die besonders aus.“

„Hast du denn so schöne Füße, Joanita?“, fragte ich kindlich-harmlos.

Sie lachte mich aus und meinte, ich sei ein gewaltiger Kindskopf. Ihre Füße aber zeigte sie niemandem. Und das, schloß der Häusermakler, war ihr eigener Schaden.



*Schwerer Sturm am Bodensee*



VON FRIEDRICH DIESCH / KONSTANZ

Die Schule kam von der Stadt her auf das Land. Nicht ohne verständlichen Widerstand seitens der bäuerlichen Bevölkerung. Die Bauern wollten die Notwendigkeit schulischer Bildung nicht so rasch einsehen. Haus und Dorf hatten ihnen bisher gute Menschen erzogen, darum wollten sie von künstlicher Erziehung nichts wissen. „Es ist für den Vater ein Opfer, sein Kind in die Schule zu schicken; denn dann ist er nicht mehr der alleinige Beeinflusser des Kindes – aber unter den heutigen Umständen muß das Opfer gebracht werden, die Kinder einer Schule zu überantworten.“

Der Bauer muß heute mit Kunstdüngern und Spritzmitteln, mit Elektrizität, Verbrennungsmotoren und Spezialmaschinen arbeiten. Sein Boden fordert Drainageanlagen, seine Stallwirtschaft Hochleistungszuchten. Nur gutgeschulte Bauern kommen hier noch mit.

Aber auch wenn wir von der Arbeitstechnik absehen, bleibt die Notwendigkeit schulischer Heranbildung der bäuerlichen Jugend. Da stehen gebieterisch genossenschaftliche Zusammenarbeit und standespolitischer Einsatz, politische Aufgaben in Gemeinde und Staat. Das Rundfunkgerät stellt auch den Bauern in seiner Stube mitten in das Leben der großen Welt. Das gesteigerte Dasein fordert weitere Bildung, mehr Wissen, besser geübte Geisteskräfte.

Wer aber in der Landschule nur eine Anstalt sieht, die die Jugend technisch auszubilden und für die Teilnahme am Leben schlechthin auszurüsten hat, verkennt die wichtigste Aufgabe einer Landschule. Immer noch ernährt das Land unser Volk, muß es unser Volk ernähren, wenn es zu Wohlstand kommen soll. Immer noch gleicht das Dorf

freigebig den Verlust aus, der unserem Volke dadurch droht, daß die Stadt mehr Särge als Wiegen baut. Immer noch ruht die körperliche und seelische Gesundheit unseres Volkes auf dem Bauerntum. Deshalb muß in den Schulen des Landes die Jugend für das Land erzogen werden. Wir brauchen heute angesichts der übermäßigen Landflucht und der inneren Auflösung des Dorfes bäuerliche Schulen mit bäuerlicher Zielsetzung, die das, was früher unbewußt war an bäuerlichen Lebenswerten, zum Bewußtsein und zum Festhalten bringen, und die anstreben, das Leben auf dem Lande lebenswerter zu machen. Die unabdingbare Aufgabe einer bäuerlichen Erziehung stellt den Schulen des Landes gebieterisch die Forderung einer dorfverbundenen Schule.

Echte Erziehung gelingt schon gar nicht, wenn sie nicht von der Umwelt des Kindes her und auf das Kind hin arbeitet. Alle Erziehung, auch die schulische, ist nur Anregung, Beistand und Hilfe zur Selbsterziehung und wird deshalb entscheidend jeweils von dem Kinde, dem sie gilt, und von seiner Umwelt her bestimmt.

Der Volksschule vor allem sind allerdings in ihrer Ausrichtung auf das bäuerliche Leben Beschränkungen auferlegt. Hier sitzen nicht nur Kinder vom Dorf. Je näher die Dörfer an die Städte heranrücken, um so mehr Kinder anderer Berufe sitzen in ihren Bänken. Heute klopfen in zunehmendem Maße Flüchtlingskinder an die Schultüre und vermehren den Anteil der Nichtbauern und der Nicht-Einheimischen, die später wahrscheinlich auch nicht auf dem Dorfe bleiben. Auch ein großer Teil der bäuerlichen Jugend muß in der Stadt seinen Lebensunterhalt suchen. Zudem werden Stadt und Land im-



Was es da wohl zu „suege“ gibt?

*Der Kalendermann bittet seine Leser, zu diesem Bild eine Kurzgeschichte zu schreiben und sie bis zum 31. Januar 1951 an ihn zu schicken. Die schönste und treffendste wird im nächsten Kalender und im „Landwirtschaftlichen Wochenblatt“ gegen Honorar veröffentlicht. Außerdem erhalten die zehn besten Geschichtsschreiber den nächstjährigen Kalender als Preis.*



Eine alte Rheinfähre hilft bei der Erntearbeit  
Radierung von A. Haueisen



mer enger miteinander verbunden. Diesen Tatsachen müssen vor allem die Volksschule, aber auch die anderen Landschulen Rechnung tragen, ohne ihre Hauptaufgabe, eine dorfeigene Schule darzustellen, zu vernachlässigen.

Schon dieser Verhältnisse wegen, aber auch aus erzieherischen Gründen müssen die überspitzten Forderungen der Landschulbewegung abgelehnt werden. Sie verlangen die Beseitigung der Schule alter Form und die Einführung der sogenannten „Produktionsschule“, in der die Schule des Dorfes als bäuerlicher Betrieb eingerichtet ist und die Schüler die in diesem Betrieb anfallenden Arbeiten unter gleichzeitiger Belehrung durchführen. Auch die gemäßigte Richtung dieser Reformer, die den Volksschulen des Dorfes wenigstens einen Versuchsacker für Düng- und Saatversuche, zur Darstellung von Getreide- und Grassorten zuweist, geht für unsere Verhältnisse heute noch zu weit. Uns schwebt als erstrebenswerte Volks- und Berufsschule des Dorfes eine von der städtischen Schule innerlich klar geschiedene, vom dörflichen Leben bestimmte Schule mit einem Schul- oder Lehrgarten vor.

In der dorfverbundenen Schule wird der Unterrichtsstoff, soweit es die vorliegenden Bildungsaufgaben nur zulassen, aus dem Dorf, dem dörflichen Leben, der engeren und weiteren Heimat gewählt. In dem Aufsuchen der heimatlichen Zusammenhänge, der Art und Weise, des Grundes, der Zwecke und der Ziele der bäuerlichen Arbeit, der Beziehungen von Dorf und Mensch, der Heimatnatur und ihres wirtschaftlichen Lebens, der Geschichte der Heimat und des Bauernstandes wird das Denken der Dorfschulkinder geformt. Aus dem Dorf, aus seinem Leben, aus Sitte und Brauchtum und aus seinem Glauben wird in der guten Schule den Kindern eine Welt geschenkt, der sie eine unvergängliche Liebe schenken, die dann auch den tragenden Grund einer echten Hingabe an das angestammte Volk, an das Vaterland im engeren und weiteren Sinne, aber auch einer gediegenen Persönlichkeit abgibt.

Die Landschule unterscheidet sich von der Stadtschule auch durch die Art ihrer Arbeit. Wohl denkt die Jugend allgemein in Bildern. Vom Bauern aber kann man sagen, daß er ein besonderes Organ für die anschauliche Auffassung der Wirklichkeit hat. Damit erklärt sich auch sein waches Gemütsleben. Die Dorfschule muß sich deshalb mehr

als die Stadtschule darauf einstellen, daß die Kinder etwas zu sehen oder zu hören oder mit ihren Händen zu greifen bekommen. Sie muß dem Erlebnis mehr noch als die Stadtschule Raum gewähren. Die Dorfschule wird und kann ihre Jugend weit mehr als ihre Schwester in der Stadt hinaus in Feld und Wald weisen und dem um das Schulhaus herum flutenden Leben Fenster und Türen öffnen. Damit kommt die Schule nicht nur Anlagen ihrer Dorfkinder entgegen. Aus der Übung der Sinne erwächst die dem Bauern so wichtige Fertigkeit, richtig beobachten zu können. Und noch eins! Der Bauer ist viel auf sich selbst angewiesen. Die Landschule muß also der Pflege der Selbständigkeit ihrer Kinder besondere Aufmerksamkeit widmen.

Unsere Landschule fordert natürlich einen Lehrer eigener Prägung. Dem Landlehrer ist eine sehr mühevollen Aufgabe übertragen. Die meisten Landschulen sind nicht so gut aufgegliedert wie die Stadtschulen. Eine größere Anzahl unserer Schulen auf dem Lande sind heute noch zweiklassige Schulen, in denen in jeder Klasse vier Jahrgänge, also Kinder verschiedener Reife zu gleicher Zeit und im gleichen Raum unterrichtet werden müssen. Hier muß der Lehrer also vormittags und nachmittags in einer Stunde zwei, drei oder gar vier Arbeitsgänge verfolgen. Dabei muß er, wenn er von einer Abteilung zur anderen, vom unmittelbaren Unterricht zur stillen Beschäftigung der Kinder übergeht, manchmal von einer lebhaften Stimmung in eine nüchterne Überlegung, aus Stoffgebieten mittlerer und oberer Stufen in die Arbeit mit unteren wechseln. Dieses Nebeneinander der Jahrgänge und der Aufgaben erfordert besondere Kraft, die Kinder in der notwendigen Ordnung zu halten. Die Bauernkinder bringen heute nicht mehr die strenge Zucht von zu Hause mit wie früher. Dann steht der Landlehrer vom Beginn der Unterrichtszeit, bis er die Schultüre wieder für den Tag schließen kann, dauernd im Rennen mit der Zeit. Unter seinen vielen und vielgestaltigen Aufgaben rinnen ihm die Stunden wie Sand aus den Händen.

Auch der Lehrer der Landwirtschaftlichen Berufsschule hat mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Vor ihm sitzen oft noch die Schüler von zwei oder drei Jahrgängen in einer Klasse. Selbst wenn er in dieser Hinsicht günstiger arbeiten kann, bleibt ihm als besondere Bürde der tägliche, oft weite Weg von seinem Wohnsitz zum Unterrichtsort.

Der gute Lehrer aber zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß er die schwierigsten technischen Fälle des Unterrichts bewältigt. Dem guten Dorfschullehrer ist das Dorf seine Welt. Er lebt aus ihr und dann wieder für sie. Dieser schönen Welt durch die Erziehung ihrer Kinder zu dienen, diese reichhaltige, für ein tiefes und edles Menschentum so fruchtbare Welt in ihren Kindern aufzubauen, bedeutet für ihn die Erfüllung seines Lebens.

Der Lehrer entscheidet den Charakter der Landschule. Die Landschule braucht die besten Lehrer. Deshalb ist es so traurig, daß der dorferbundene Lehrer immer seltener wird. Er wird es auch deshalb, weil das Dorf seine Söhne und Töchter nicht mehr in den Lehrerberuf schickt. Von 29 jungen Lehrern und Lehrerinnen, die wir für die Landkreise Konstanz und Überlingen im Herbst 1949 aus den Lehrerausbildungsstätten erhielten, stammten nur 5 vom Lande, davon kamen aber 2 aus Landlehrerkreisen! Und doch stehen die Türen der Lehrerausbildungsstätten für die Bauernjugend, die auf dem Dorfe die Volksschule 8 Jahre lang besucht hat, offen, ja sie sind mit einer besonderen Einladung für die Landjugend überschrieben! Gewiß, das Dorf will berufsfreudige Bauern bilden. Es gibt aber auch Bauernkinder, die für die praktische Arbeit auf dem Lande weniger geeignet, dagegen für das Studium veranlagt sind. Sie sollten auf den Beruf eines Lehrers der Landvolksschule, der Landwirtschaftlichen Berufsschule oder der Landwirtschaftsschule hingewiesen werden.

Ein Dorf kann aber auch dazu beitragen, ein Landlehrerdasein anziehend zu machen. Es sorgt für Lehrerwohnungen, die den Verzicht des Lehrers auf die Annehmlichkeiten der Stadt einigermaßen aufwiegen. Für die Lehrer der Volksschule hat unser badisches Landvolk in dieser Hinsicht schon viel Anerkennenswertes geleistet. Es bereitet aber immer noch größte Schwierigkeiten, den Berufsschullehrer mit seiner Familie auf das Land zu bringen. Dabei ist doch gerade das Wohnen des Berufsschullehrers auf dem Lande eine Forderung, von der eine dorfeigene Schule nicht absehen kann.

Auch das fördert die Berufsfreude des Landlehrers, wenn er sieht, daß das Dorf ihm seine Arbeit erleichtern will, indem es ein offenes Ohr hat für all seine Wünsche, die der Dürftigkeit der Arbeitsmittel unserer Landschulen abhelfen sollen. Mit alten, unförmigen, aus dem Leim gehenden Bänken

und brüchigen Schultafeln kann einfach nicht ordentlich unterrichtet werden. Eine gute Schule braucht Landkarten, Anschauungstafeln, Modelle, Versuchsapparate.

Eine schulfreudige Gemeinde weiß auch, daß sie für den Unterricht ihrer Kinder ein geeignetes Haus zur Verfügung stellen muß. Manches Dorf hat im Schulhaus deutlich ausgesprochen, wie sehr es den Unterricht für seine Kinder schätzt. Wo das rechte Gespür wirksam war, wurde auch ein dorferbundenes Schulhaus errichtet, das sich in die Gemeinschaft der Bauernhäuser prächtig einfügt. Es gibt aber auch andere Gemeinden...! Besonders stiefmütterlich wird die für das Bauerntum so wichtige Landwirtschaftliche Berufsschule behandelt. Nur wenige Schulorte sind es, in denen die Schüler und Schülerinnen der bäuerlichen Berufsschulen einen eigenen Schulraum haben. Dabei könnte dieser Raum der bäuerlichen Jugend auch außerhalb der Unterrichtszeit für Weiterbildung und Geselligkeit sehr wohl dienen.

Auch die einzelne Familie hat gegenüber der Dorfschule ihre Aufgabe. Ein gutes Elternhaus rüstet die Kinder mit dem für einen guten Unterricht notwendigen Werkzeug aus. Es wird die Kinder nicht übermäßig mit landwirtschaftlichen Arbeiten in Anspruch nehmen und dafür aufmerksam sein, daß die Kinder nicht schon müde zum Unterricht kommen. Es wird nicht zulassen, daß durch ein häufiges Freifragen ein geordneter Unterricht in der Schule unmöglich gemacht wird.

Für sein Schulwesen muß der Bauer auch in der Öffentlichkeit seine Stimme erheben. Um den dörflichen Charakter seiner öffentlichen Schulen kämpft der Bauer nie allein. Zu sehr ist das Volkswohl von den Landschulen abhängig, zu groß ist die Zahl der Landschulen. Von allen Volksschulen des deutschen Staatsgebietes im Jahre 1937 waren allein 89,5% ländliche Volksschulen.

Der Bauer von echtem Schrot und Korn setzt für seine Schule nicht nur Geld, Mühen und seine Kinder ein. Er setzt seinem Schulwesen auch eine Krone auf: er baut sich seine Bauernhochschule. In ihr soll seine Jugend darauf vorbereitet werden, von der älteren Generation Dorf und Berufsstand mit guter Zuversicht anvertraut zu erhalten; aber nicht für standesegoistische Zwecke! Wo Dorf und Berufsstand ihr Wesen erfüllen, ergießt sich ein Segen über Dorf und Stadt, über die Heimat und das engere und weitere Vaterland.

### Mosbach im Odenwald

Das alte schöne Städtchen beherbergt neben dem Sitz eines Landrates auch eine Landwirtschaftliche Schule.



### Fränkische Kleinstadt

In allen Höfen duftet es nach Wein,  
Vom nahen Hügel tönt Geblät von Schafen  
Und alle Brunnen rauschen wie verschlafen,  
Und alle Gärten dämmern dunkelnd ein.

Und breit und voll schwimmt dort der Mond hervor,  
Und gießt sein Silber in des Marktbrunn's Becken,  
Aus dessen Tiefen — seliges Erschrecken! —  
Zwei Häupter glänzen, mondumsäumt, empor.

Wilhelm Weigand

# Landjugend und Beruf

Von Hans Grießer



Seit der Währungsreform hat die deutsche Wirtschaft im allgemeinen einen bedeutenden Aufschwung erlebt. Unaufhörlich, als ob kein Krieg gewesen wäre, rasseln wieder die Autos und die Motorräder über die Straßen. Manche Dorfstraße hat ihre Romantik verloren und gleicht eher einer Rennbahn. Die altmodischen Bauernfuhrwerke müssen zwar geduldet werden, aber der Kraftfahrer läßt sich deutlich anmerken, daß die Straße, und heute auch die Dorfstraße, in erster Linie für ihn da ist. Der Berufskollege, der mit einem Kuhgespann fahren muß, wird trotz größter Aufmerksamkeit oft zu einem Verkehrshindernis. Läßt der Autofahrer bei dieser Gelegenheit, womöglich noch vom Steuer einer Luxuslimousine, einige aufreizende Kraftausdrücke erschallen, so ist für manchen Jungbauern wieder der Augenblick gekommen, in dem er nicht recht weiß, ob er die überzivilisierte Welt oder den schweren Beruf seiner Väter verwünschen soll. — Traurig, aber wahr und zum Teil verständlich.

Wie die Verkehrsstraße heute die Rückständigkeit der Landwirtschaft in technischer Hinsicht beleuchtet, so zeigt uns der Betrieb in den Bahnen der Wirtschaft unsere Rückständigkeit auf diesem Gebiet. Industrie, Gewerbe und Handel bestimmen das Tempo ihrer Entwicklung weitgehend selbst. Die Landwirtschaft wird von ihren Forderungen förmlich überfahren. Sie muß sich zwischen diesen scheinbar gegebenen Tatsachen und den zusätzlichen Forderungen des Staates mehr oder weniger langsam hindurchschlängeln oder auch stehen bleiben. Auch der fern vom Straßenverkehr lebende Berufskamerad

spürt deutlich am Geldbeutel seines Vaters, daß man auf die ganz anders gearteten Produktionsverhältnisse der Landwirtschaft vor allem in Deutschland bisher kaum Rücksicht nahm. — Wollen wir dieser Entwicklung weiterhin ohnmächtig gegenüberstehen? — Nein! Wir lieben unseren Beruf, und weil wir wissen, was er für unser Volk in wirtschaftlicher und biologischer Hinsicht zu bedeuten hat, treten wir nicht nur im eigenen Interesse, sondern im Gesamtinteresse unseres Volkes für ihn ein. Das macht uns stark und unüberwindlich all jenen gegenüber, die nur Privat- oder Gruppeninteressen zu vertreten haben.

Aber eines müssen wir bis hinauf aufs letzte Dorf und bis hinein in den kleinsten Bauernbetrieb bedenken: Wollen wir unsere Lage mit Erfolg ändern, so müssen wir uns selbst zuerst ändern. Wenn ein Bauer seinen Betrieb motorisiert oder zu einer intensiveren Wirtschaftsform übergeht, ohne sich die notwendigen Kenntnisse anzueignen, so wird er schlechte Erfahrungen, of sogar bedeutende Rückschläge erleben. — Wenn unser Berufsstand aus der

wirtschaftlichen Bevormundung zur Selbstbestimmung und zur verantwortungsbewußten Handlungsfreiheit kommen soll, muß er neben den fähigen Köpfen für die Führung vor allen Dingen Berufsangehörige haben, die ihr Handwerk gelernt haben und in der überwiegenden Mehrheit Verständnis für die wirtschaftlichen Vorgänge haben. Dadurch werden sie zumeist auch bereit sein, freiwillige Disziplin in eigener Sache zu wahren. Die heute noch wirtschaftende Generation wird trotz größter Anstrengungen das gesteckte Ziel infolge der Zeitumstände kaum mehr erreichen können. Hier muß die Landjugend ihre zukünftige Aufgabe sehen. Sie führt heute das Steuer des Schleppers und muß morgen das Steuer einer neuen berufsständischen Entwicklung in ihrer Gesamtheit entschlossen in die Hand nehmen. Fehlt es an der Fähigkeit und an der Bereitschaft für diese Aufgabe, so wird die Landwirtschaft den entscheidenden Schritt vorwärts verpassen. Wir dürfen deshalb nicht zögern und müssen auf breiter Basis mit verantwortungsbewußter Gründlichkeit arbeiten.

Wir müssen uns wieder, von frühester Jugend an, mit Stolz und Liebe freudig zu unserem Berufe bekennen. Niemals dürfen wir das Gefühl haben, in ihn hineingezwungen zu sein. Wir müssen unseren Beruf deshalb kennen und achten lernen. Die fachlichen Kenntnisse helfen uns weiter, aber sie genügen nicht. Es muß unser Ziel sein, das wieder schätzen zu lernen, um was uns der vernünftige Städter beneidet. Es ist die Verbundenheit mit der Natur und, trotz schwerster Arbeit, die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit. Das sind die Werte, die den Bauernstand für uns selbst und für das ganze Volk, sofern es die Demokratie schätzt, so wertvoll machen. Diese Werte müssen schon in der Schule hervorgehoben werden und sollten später von der Landjugend in gemeinsamer Arbeit entwickelt und zur Blüte gebracht werden.

Wir müssen das Neue, soweit es gut ist, entschlossen übernehmen. Nie dürfen wir dabei vergessen, daß nur dann ein Fortschritt erreicht ist, wenn keine alten, uns höher stehenden Werte durch das Neue verdrängt werden. Das Leben des Bauern muß durch die Technik erleichtert werden. Die menschliche Arbeitskraft darf nicht bis aufs Letzte ausgepumpt werden. Jede Wirtschaftsordnung oder Betriebsführung, die den Bauern bzw. seine Angehörigen körperlich überanstrengt, ist falsch und nimmt uns die Zeit und die Fähigkeit zur Bewältigung entscheidender Aufgaben. Der Betrieb ist für den Menschen da und nicht umgekehrt. Wir müssen hier zunächst einmal das tun, was in unseren eigenen Kräften steht. Die Berufskennntnisse müssen erweitert und vertieft werden. Der Berufs- und Landwirtschaftsschule und besonders auch der Fremdlehre kommt größte Bedeutung zu. Auch die Wirtschaftsberatung kann viel helfen. Oft ist jedoch der von seinem Beruf begeisterte Jungbauer der beste Wirtschaftsberater seines Betriebes. Deshalb muß die fachliche Aus- und Weiterbildung der Landjugend heute zu den vordringlichsten Aufgaben des Standes zählen. Der Besuch der Landwirtschaftsschulen muß durch Angliederung von Internaten gefördert werden. In anderen Berufen ist der Fachschulbesuch zur Pflicht gemacht. Bis der junge Berufsangehörige vor allem im Mittel- und Kleinbauernbetrieb sich aus eigenem Antrieb Fachkenntnisse aneignen will, ist es vielfach schon zu spät dazu. Deshalb hat es nicht an Versuchen gefehlt, auch in der Landwirtschaft den Fachschulbesuch zur Pflicht zu machen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß in unserem Beruf, der es mit der lebendigen Natur zu tun hat, nicht der Erlernung der Berufskennntnisse, sondern der Umsetzung derselben in die Praxis die größte Bedeutung zukommt. Wer bei uns wenig weiß und das in die Praxis umsetzen kann, hat mehr profitiert als derjenige, der viel weiß und fast nichts davon in die Wirklichkeit umzusetzen versteht. Neben der Schule kommt also dem dauernden Kontakt der Landjugend unter sich selbst und mit bewährten Lehrern und Praktikern allergrößte Bedeutung zu. In Arbeitsgruppen und Kurzlehrgängen muß auch den Berufskameraden, die die Fachschule nicht besuchen konnten, das nötigste Wissen vermittelt werden. Gemeinsame Weiterbildungskurse und Lehrfahrten erweitern die Kennntnisse und Erfahrungen für alle. Diese Aufgaben können, so schrecklich es auch für manchen klingen mag, nur durch eine Organisation gelöst werden, die zum Vorteil aller die ganze Landjugend umfassen soll.

Wir müssen endlich den Weg zueinander finden. — Man spricht heute viel von Vermassung. Die Menschen in der Industrie leben zusammengepreßt und sind im Arbeitsprozeß oft zur willenlosen Nummer geworden. Sie haben die Zeit des gesunden ständischen Selbstbewußtseins, die das Bauerntum noch nicht erreicht hat, längst verlassen und wurden zum

Werkzeug anderer Kräfte. Das Bauerntum aber lebt in der Gefahr, aus der Hofeinsamkeit heraus, ohne je den Weg zur ständischen Gemeinsamkeit gefunden zu haben, in den Vermassungsprozeß getrieben zu werden. Dieser Gefahr müssen wir begegnen, indem die Landjugend über die Dörfer und Jahrgänge hinaus, wo immer es möglich ist, zusammengebracht wird. Auch die Genossenschaftsidee wird neben ihrer wirtschaftlichen Bedeutung besonders segensreich in dieser Richtung wirken. Der Gewerkschaftsgedanke kann der Arbeiterschaft wieder zum Selbstbewußtsein und zur Mitbestimmung verhelfen. Er ist bei der gemeinsamen Arbeit an den Werkbänken der Industrie gewachsen. Wenn der Jungbauer nicht aus seinem Hof herauskommt, wird er nie erkennen, daß seine Sorgen über die Grenzen des Kreises und Landes hinweg die Sorgen des ganzen Standes sind. Die Heranbildung einer Elite an den Bauernhochschulen ist dringend erforderlich, sie wird sich aber einsam fühlen und nicht viel erreichen, wenn nicht die ganze Landjugend mitarbeitet. Haben wir uns selbst erst einmal gefunden, so werden wir auch den Weg zu den arbeitenden Menschen der Stadt wieder finden. Die Interessen, die uns vereinen, sind, vernünftig betrachtet, weitaus größer als diejenigen, die uns trennen.

Am 18. 12. 49 wurde in Fredeburg im Sauerland der „Bund der deutschen Landjugend“ gegründet. Diesen Bund müssen wir selbst, jeder Junge und jedes Mädchen auf dem Lande, lebendig machen. Mit Zwang kann und soll auch hier nicht gearbeitet werden. In Anbetracht der wichtigen Aufgaben, die der Landjugendbund zu erfüllen hat, muß er aber mit der tatkräftigen Unterstützung des Staates rechnen können. Auch die Standesorganisation, dessen Glied er ja ist, leistet tatkräftige Hilfe. Würden die Mittel, die in anderen Berufen zur Aufrechterhaltung der Pflichtfachschulen notwendig sind, der Landjugend im selben Verhältnis zur Verfügung stehen, so könnte segensreiche Arbeit geleistet werden. Man hat in Deutschland immer Mittel aufgebracht, wenn man etwas mit Zwang durchführen wollte. Warum bringt man nie Mittel zur Förderung einer freiwilligen und deshalb viel wertvolleren Angelegenheit auf? Die Durchführung von belehrenden Dorfabenden, von Kursen und Lehrfahrten würde Gelegenheit bieten, um durch Förderungsmaßnahmen, ohne Zwang, zum Ziele zu kommen. Auf jeden Fall müssen, so schnell wie möglich, bedeutende Mittel, die unter dem Sammelbegriff „Berufsförderung“ zur Ausgabe gelangen, für diesen Zweck zur Verfügung gestellt werden. — Die Landjugend ist gewillt, dem Fortschritt zu dienen, sie will sich für die Zukunft vorbereiten und so ihr Schicksal später einmal selbst gestalten.

## Drei Fragen

1. Meier wurde auf der Straße angerufen. „Vater!“ Er drehte sich um und sagte: „Ich bin zwar Dein Vater, Du bist aber nicht mein Sohn!“ Wie konnte das sein?

2. Zwei Schwestern, Bärbel und Hedwig, zählen zusammen elf Lebensjahre. Hedwig ist zehn Jahre älter als Bärbel. Wie alt ist jede von ihnen?

3. Hermann und sein Bruder Eugen sind am gleichen Tage und zur gleichen Stunde geboren. Sie stammen beide von der gleichen Mutter, sind aber keine Zwillinge. Wie ist das zu erklären?

### Auflösung

1. Es war seine Tochter. 2. 10 $\frac{1}{2}$  und 1 $\frac{1}{2}$  Jahre geboren. 3. Sie sind nicht im gleichen

Mit dem



VON HEINZ FINKE

Vor dem Postamt hatte ich den Tierarzt getroffen: „Hallo Doktor, wohin geht die Reise?“ – „Aufs Land zu einer Fremdkörperoperation, wollen Sie mitkommen?“ – „Fremdkörperoperation? Was ist denn das?“ – „Na, sehen Sie, höchste Zeit, daß Sie es kennenlernen. Ich räume eine Kuh aus!“ – „Wie geht denn das?“ staunte ich. „Ganz einfach, ich schneide die Kuh auf und hole aus ihrem Magen alles heraus, was nicht hineingehört. Dann nähe ich sie wieder zu und handle anschließend mit Alteisen!“

Ich begleitete den Herrn Doktor, und kaum hatten wir die Stadt verlassen, als wir in eine Schafherde gerieten und halten mußten. Freundlich trat der Schäfer näher: „Guten Tag, Herr Doktor! Gut, daß ich Sie treffe. Meine Schafe husten seit Tagen, was kann ich dagegen machen?“ – „Das sind Lungenwürmer“, erwiderte der Tierarzt. „Ich bringe Ihnen morgen ein Wurmmittel mit. Das spritzen wir den befallenen Tieren ein und in wenigen Tagen ist alles wieder gut. Doch nun lassen Sie Ihren „Hektor“ los, damit wir weiterkommen!“

Im nächsten Dorf hielt uns ein Bauer an: „Herr Doktor, unsere Liesel hat letzte Nacht geföhlt. Können Sie gleich mal zum Impfen kommen?“ Der Arzt nahm eine Injektionspritze und wir traten in den Stall. Mit seidig glänzendem Fell lag das Fohlen im Stroh. „Die Bauern hier haben Angst vor der Fohlenlähme“, erklärte mir der Doktor. „darum lassen sie das Tier gleich nach der Geburt impfen.“ Aus dem Nebenhaus brachte man ein junges Läuferschwein, das an einem Nabelbruch operiert werden mußte. Es machte einen Mordsspektakel, bis es der Arzt an den Ohren gepackt hatte und mit einer Einspritzung in die Ohrvene narkotisierte. In wenigen Minuten war die ganze Prozedur beendet. Noch während die Wunde vernäht

wurde, erwachte das Schweinchen, und als sich der Arzt die Hände wusch, trabte es schon wieder mit eigener Kraft der heimlichen Futterkrippe zu. Als Dorfende nahm der Doktor eine Fleischschau vor und dann kehrten wir zum Wagen zurück. Ich fragte den Arzt, warum er diese Arbeit nicht dem örtlichen Fleischbeschauer überlasse, und erfuhr, daß bei Notschlachtungen und bei Krankheitsverdacht der Tierarzt herangezogen werden muß. Da hier Trichinose vermutet wurde, hatte der Fleischbeschauer, dem Gesetz entsprechend, den Tierarzt verständigt. Während wir uns noch unterhielten,



Durch einen Blick ins Mikroskop stellt der Arzt fest, daß das Tier an der Trichomonadenseuche leidet.

kam ein Bote von der Post herbei: „Herr Doktor, Ihre Frau hat angerufen. Sie sollen noch nach Wiesental kommen, dort hat eine Kuh verkalbt!“ Der Doktor sah auf die Uhr: „Hoffentlich versäumen Sie nichts? Es wird jetzt doch etwas später werden.“

Gegen Mittag waren wir am Ziel. Während der Doktor seine Instrumente abkochte und sich umzog, besichtigte ich den „Operationsraum“. Der Stall war eng und dunkel. „Woran merkten Sie eigentlich, daß Ihre Kuh Fremdkörper im Magen hat?“, fragte ich den Bauern. „Sie wollte nichts mehr fressen“, erwiderte er lakonisch, „und wer nichts mehr frißt, bei dem stimmt etwas nicht!“ Der Doktor kam. Im Nu hatte er mit einem Rasierapparat einen Teil des Fells entfernt, dann gab er dem Tier einige Spritzen zur örtlichen Betäubung. Wenig später schon begann er zu schneiden. Erst als das Blut längst floß, wurde das Tier etwas unruhig. Bald war der Pansen geöffnet und der Doktor räumte mit einer Greifzange den Mageninhalt aus. Zwei Bauern hielten mit sterilen Klammern die Wundränder zurück, während der Arzt mit Gummihandschuh und sorgfältig eingefettetem Arm, der bis zur Schulter in der Kuh verschwand, zu suchen begann. Angenehm war der Geruch nicht, der aus dem Magen strömte. Aber der Doktor hatte noch gar nicht lange gesucht, als er schon zufrieden schmunzelnd einen langen rostigen Nagel ans Tageslicht beförderte. „Der steckte in der Magenwand, da wäre uns auch der Appetit vergangen!“ sagte er. Interessiert besahen wir uns den fast fünf Zentimeter langen Nagel, indes der Doktor seine Suchexpedition fortsetzte. Mit einem Magneten holte er noch eine Anzahl Nägel und andere Metallstücke heraus. „Vor zwei Jahren habe ich mal eine Kuh entnazifiziert“, erzählte er lachend, „da habe ich

nämlich bei einer solchen Operation ein Parteiabzeichen gefunden. Eines Tages kommt eben doch alles ans Tageslicht!“

Als die Operation beendet war, stärkten wir uns zunächst bei Most und Schinkenbrot. Dann fuhren wir nach Wiesental. In diesem Dorf bedrohte eine gefährliche Deckinfektion den gesamten Viehbestand. Der Doktor ließ mich durchs Mikroskop blicken und wies auf deutlich erkennbare einzellige Lebewesen, die er im Scheidensekret einer Kuh festgestellt hatte. Diese haben die Größe von etwa  $\frac{1}{20\ 000}$  Millimeter und sind die Erreger der Trichonomadenseuche, die dazu führt, daß das Muttertier entweder überhaupt nicht aufnimmt, oder bereits nach zwei bis drei Monaten verkalbt. In einem benachbarten Stall sahen wir dann auch den noch unbehaarten, unentwickelten Kadaver eines solchen Dreimonatskälbchens. Um der Seuche wirkungsvoll zu begegnen, erließ der Arzt noch genaue Vorschriften und schied mit dem Versprechen, in wenigen Tagen noch einmal nach dem Rechten zu sehen.

Es war schon Abend, als wir wieder in der Stadt eintrafen. Im Sprechzimmer warteten zwei Frauen auf den Doktor, die eine mit einem Foxterrier und die andere mit einem zerzausten Huhn unter dem Arm. Schnell wurde der Fox gegen Staupe geimpft und dem an Vitaminmangel leidenden Huhn ein Präparat aus der Apotheke verschrieben. Dann setzten wir uns zum Abendessen. Doch wir hatten kaum Platz genommen, als das Telefon meinen Gastgeber schon wieder aufs Land rief, um in einem Pferdestall Geburtshilfe zu leisten.

Also verabschiedete ich mich, voller Bewunderung für die Kunst und dauernde Hilfsbereitschaft des Tierarztes, der bei seinen menschlichen und „tierischen“ Klienten so viel Vertrauen genießt.

### Schlangestehen an der Schlange.

In einer Stadt im Staate Oklahoma wurde das Alkoholverbot, das bekanntlich in Amerika zeitweise bestand, einmal so streng gehandhabt, daß es selbst auf ärztliche Verordnung nur dann Whisky gab, wenn jemand von einer Giftschlange gebissen wurde. Aus dieser Zeit erzählt man sich, daß ein Bewohner dieses Städtchens wütend nach



Hause kam und seiner Frau erklärte: „Jetzt ist es aber höchste Zeit, daß wir noch eine Klapperschlange in die Stadt bekommen. Heute habe ich bei dem einzigen Schlangenbiest, das wir hier haben, wieder drei Stunden anstehen müssen. Und dann war sie schon so schwach, daß sie die Letzten einfach nicht mehr beißen wollte.“



## Die Badischen Öffentlichen Sparkassen

(Gemeinde-, Städtischen, Bezirks- und Verbandssparkassen)

Seit 200 Jahren im Dienste der badischen Heimat



V O N O T T I S T R E I C H E R

Wenn man die Stube meiner Großeltern betrat, so fühlte man sich gleich wohl darin, man war daheim. Der urwüchsige Tisch stand so selbstverständlich in seiner Ecke am Fenster, daß man sich gern auf die Bank setzte, um dort zusammen mit der ganzen Familie, mit Knecht und Magd das einfache Essen zu verzehren: Linsen, die der Großvater auf dem Bühlacker gebaut hatte, und Spätzle dazu oder Brotsuppe mit Kartoffeln vom Streitberg. Man setzte sich nie zu Tisch, ohne gebetet zu haben, und verließ ihn nie, ohne Gott für Speis und Trank gedankt zu haben. Auf den Fenstersimsen in der Tischecke standen Blumenstöcke; da blühten das fleißige Lieschen, eine Wachsblume, ein riesiger Weihnachtskaktus und auch einmal ein Geranium. Ein Efeu rankte sich am Fenster hoch und gab der Ecke ein heiteres Aussehen. Die anderen Fenster waren frei zum Lüften und damit man jederzeit in den Hof hinaussehen konnte. An der Stirnseite des Zimmers machte sich eine behäbige Kommode breit. Ihr Beruf stand ihr auf der Stirn geschrieben. In ihren Schubladen barg sie die Wäsche der Familie. Jede Schublade hatte ihren besonderen Herrn, und jeder hielt sein Fach in sauberer Ordnung. Die Freude der Enkelkinder war das zierliche Glaskästle, das man einfach auf die Kommode gestellt hatte. Auch diesem kleinen Geschirrschrank sah man sofort an, wozu er diente. Die kleinen Buben und Mädchen drückten sich die Nasen platt an seinen Scheiben, um die blaueblühte Kaffeekanne mit ihren vielen Tassen und Tellern bewundern zu können, die darin aufbewahrt waren, und um dort die glänzenden Gläser zu sehen, es gab sogar ein meergrünes und ein blaßblaues darunter. Am besten aber gefiel uns eine Dose aus Zedernholz, die der Onkel Jakob, der

in Palästina lebte, für seine Schwester, unsere Großmutter, selbst geschnitzt hatte.

Neben dem schwarzen Ledersofa, das selten benutzt wurde, eigentlich nur einmal von einem Kranken, der nicht bettlägerig war, stand eine große Schwarzwälderuhr. Der Großvater von unserem Großvater hatte sie bei einem Schwarzwälder Uhrenhändler gekauft. Der glänzende Messingpendel schwang unablässig hin und her, hin und her.

Zwischen Stuben- und Kammertür stand der biedere Wasseralfinger Ofen. Er war eine richtige Persönlichkeit, treuherzig und schwerfällig. Im kalten Albwinter flammten und knackten buchene Scheite in seinem Bauch.

Jedes Hausgerät in dieser Bauernstube war tüchtig gearbeitet, es bestand aus gutem Werkstoff, es hatte eine sichere Grundform und verriet, daß der es gemacht und der es besaß, eine anständige Persönlichkeit war. Das Haus war die Heimat der Familie, die Wohnstube das Herzstück des Hauses, die sichere Statt, an der die Familie hing, zu der jedes einzelne Glied zurückkehren konnte, wenn die Not des äußeren Lebens oder des Herzens es dazu trieb.

Wie oft habe ich in meinem späteren Leben, da ich sehr viel unterwegs war, an diese Stube zurückgedacht, an die Großmutter, die, wenn abends die Betglocke läutete, die Hände gefaltet und gebetet hat:

Lieber Mensch, was mag bedeuten  
dieses späte Glockenläuten?  
Es bedeutet abermal  
deines Lebens Ziel und Zahl.  
Dieser Tag hat abgenommen,  
bald wird auch der Tod herkommen,  
drum, o Mensch, bedenke dies,  
daß du sterbest seliglich.

Nach vielen Jahren, die ich in der Ferne gelebt hatte, kehrte ich zurück, um das großelterliche Haus, in dem jetzt einer von Großvaters Enkeln wohnte, zu besuchen. Ich war darauf gefaßt, daß es sehr anders sein würde als in den Kindheitstagen, aber so schlimm hatte ich es mir nicht vorgestellt. Nicht ein Stück des anständigen, gediegenen Hausrats war noch da; das war keine Wohnstube mehr, in der man sich wohlfühlte. Fort war die klar gebaute Kommode, die nichts anderes scheinen wollte als sie war, verschwunden Schrank und Stühle, an denen man mit Liebe hängen mußte. Billiger Plunder machte sich laut neben einem teuren, schonungsbedürftigen, fertig gekauften Esszimmer, — das war eine „Garnitur“, kein Hausrat. Da war ein Phantasieschrank, ein Hanswurstl von einem Schrank, der prahlte: „Wieviel Geld habe ich gekostet, wie vornehm bin ich!“ Auf dem Schrank standen Zierdinge, die nie benutzt wurden. Da stand eine grobgeschliffene Kristallschale von so unglücklicher Form, daß man nichts in sie hineinlegen mochte, ein verschnörkeltes Schnapsservice, das nie gefüllt wurde, weil man sich schon gar nicht getraute, es anzufassen. Ein künstlicher Strauß steckte in einer Vase, deren Hals so eng war, daß man keine lebendigen Blumen hineinstellen konnte. Diese Möbel und Geräte waren nicht dazu da, den Menschen zu dienen, sie waren von seinem äußeren und inneren Bedürfnis ganz und gar getrennt. Auf diese zerbrechlichen Stühle wagte man sich nicht zu setzen, sie waren vom Schreiner nicht mit herzlicher Freude gemacht worden, passend für die Menschen, die sie benützen wollten. An diese Stube würde kein Enkel in der Ferne mit Liebe zurückdenken, nie-

mand würde in ihr Zuflucht suchen wollen in der Not. Das Schlimmste war, in diesem Zimmer war keine Ordnung zu halten, denn sowie man solche wahllos gekauften Möbel benutzt, versagen sie. Wie anders war es geworden, als bei der Großmutter; damals wurde selbst durch tagelanges Säckeflicken in der Stube ihre trauliche Ordnung nicht gestört, weil der Hausrat sinnvoll den Bedürfnissen seiner Bewohner angepaßt war. Jetzt stand kein Möbelstück da, das ein anständiges ehrliches Gesicht hatte. Da war ein tannener Schrank bemalt, als ob er aus Nußbaumholz gemacht wäre, dort war Marmor vorgetäuscht, wo einfaches Holz war.

Mein Vetter und seine Frau taten mir leid, denn ich weiß, daß sie fleißige, anständige Menschen sind. Die Küche glänzt vor Reinlichkeit. Die Frau ist stolz auf ihre geordnete Schlafstube mit den reinlichen Betten. Sie putzt die Wohnstube mit viel Mühe, sie stäubt vorsichtig diese hochglanzpolierten Möbelstücke ab, die so entsetzlich unpraktisch sind. Sie weiß nicht, warum es in diesem Zimmer nie wohnlich und behaglich ist. War sie nicht beim Einkauf dieser Dinge von einem unklaren Verlangen nach schöner Form und gutem Aussehen erfüllt gewesen? Und jetzt stehen da fremde, kalte Dinge herum, die weder zu ihr noch zu ihrem Mann passen.

Sie selbst sind ehrlich, diese Möbel sind verlogen, sie selbst sind schlicht und klar in ihrem Wesen; mußte das nicht auch ihr Hausrat sein? Wo hätte man aber damals am Ende des 19. Jahrhunderts guten und schönen Hausrat finden können? Durch den kulturellen Zerfall in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Lebensbedürfnisse ihre sinnvolle Ordnung verloren, der



natürliche Sinn für das Echte war ganz zerstört, der Arbeitsprozeß war von den Schlagworten „Absatz“ und „Gewinn“ regiert, deshalb war keine Formkraft da, die den neuen industriellen Produkten hätte eine sinnvolle und zweckvolle Form geben können. Unter den Dingen, zwischen denen wir täglich leben, müssen Ehrlichkeit und Klarheit herrschen. Wir fordern von dem Hausrat, der uns umgibt, daß er bündig und einfach ausdrückt, was er ist, seine Form soll der Ausdruck seiner selbst sein; durch innere Anständigkeit soll er ein gutes, ehrliches Gesicht haben. Selbstbewußt und bescheiden zugleich soll das Gesicht unserer Möbel sein. Es soll nicht prahlen, unversteckt soll der Werkstoff, das Holz, seine Eigenart – die eigene Art – zeigen. Ein Schrank oder ein Tisch soll so gefügt sein, daß er ein organischer Gliederbau ist. Die Richtigkeit und Schönheit des Gefüges müssen Hand in Hand gehen, dann wächst eine gute brauchbare Form. Die Form der Möbel soll straff gefügt sein, mit möglichst kleinem Aufwand soll Brauchbares geschaffen werden.

Wir wollen kein Nußbaum oder Mahagoniholz imitieren. Auch Tannenholz ist schön. Gewiß ist es weniger haltbar, aber wird es denn haltbarer, wenn man vortäuscht, es sei Nußbaumholz? Die natürliche Maserung des Holzes gibt der Oberfläche der Möbel ein ehrliches Aussehen. Man muß dem Hausgerät ansehen, wozu es dient. Die Wirkung des Werkstoffs, das Bauegefüge und die zweckhafte Gliederung der ganzen Form müssen restlos überzeugen. Ein Möbel, das wir kaufen oder uns vom Schreiner machen lassen, muß uns ansprechen, wir müssen uns freuen können an ihm und gern mit ihm zusammen leben wollen.

Es war nicht leicht, dem Vetter und der Base das alles zu sagen und zu erklären, es mußte auf taktvolle Weise geschehen, und da es gut gemeint war, haben sie es verstanden, und ein Jahr darauf bei meinem nächsten Besuch war der Phantasieschrank verschwunden. An seiner Stelle steht jetzt ein ehrlicher eichener Geschirrschrank. Er besitzt nicht ganz die Schönheit und Würde der großelterlichen Kommode, aber er ist ein brauchbarer, gediegener Hausgenosse.

Heute, da unser Geldbeutel klein und unsere Wohnungen eng geworden sind, müssen wir, wenn wir uns unseren Hausrat kaufen wollen, darauf bedacht sein, nur solche Dinge zu kaufen, die wir wirklich brauchen, die unserer Wohnung und unseren Lebensgewohnheiten angepaßt sind. Wir müssen alles Entbehrliche vermeiden. Der Hersteller muß billige Möbel, wohlfeilen Hausrat bauen, dessen Form sinnvoll und zweckvoll den Bedürfnissen derer angepaßt sind, die darin wohnen wollen. Solchen Hausrat können wir heute finden. Der Handwerker kann unsere Möbel machen und je nach Geschmack und Geldbeutel wertvolles Holz verwenden. Die Möbelindustrie liefert gern Möbel, die sinnvoll und zweckvoll gebaut sind, gediegene Einzelstücke und billigere Serienmöbel, deren Anschaffungspreis ihrem Wert entspricht, die gut in der Form und einwandfrei im Material sind. Wir brauchen keine Garnitur mehr zu kaufen, wir können uns allmählich unsere Einrichtung anschaffen, uns immer wieder einmal ein Stück von guter Qualität erwerben und uns auf diese Weise mit einem Hausrat umgeben, der uns fürs ganze Leben Freude machen wird.

Das große Fachgeschäft für den Bauer, Lohndrescher sowie Fuhrunternehmer

**Paul Schweitzer** Landmaschinen

LANZ-  
VERTRETER

Ludwigshafen/Rhein

Westendstr. 11 Fernsprecher 7586

Filiale: Sinsheim a. d. E.

Steinbergerweg Fernsprecher 489

Großes Lager in Ersatzteilen, Elastic- u. Riesenluftreifen · Große Reparaturwerkstätte



# GRENZSTEINE



Von Anton Kölmel

Der Adlerwirt, als verschmitzter und schlitzöhriger Kobold im Dorf bekannt, der bald diesem, bald jenem gern einen Schabernack spielt, kommt mit einer frisch gemähten Fuhre Klee vom Feld zurück und begegnet im Dorf seinem Freund und ehemaligen Kriegskameraden, dem Schuster Jockel. O ha, ruft der Adlerwirt seinem jungen, kraftstrotzenden Braunen zu und winkt dem Jockel augenzwinkernd, nach rechts und links schauend, damit ja kein Unberufener das Gespräch erlauschen kann, zu sich heran. „Jockel“, sagt der Adlerwirt mit verhaltener Stimme, „in der Furch zwischen meinem und deinem Acker, so ungefähr 30 bis 35 Schritt von meinem frisch gemähten Klee liegt einer, ein Prachtkerl muß das sein!“ Der Schuster Jockel hatte immer schon eine besondere Vorliebe für vierbeinige Schnellläufer, er weiß auch zu genau, daß Überraschungsmomente bei Lagerangriffen den Erfolg sichern. Der Jockel nickt dem Adlerwirt stumm zu, geht nach Haus, schultert seine leichte Rübenhacke und pirscht sich auf Umwegen und stets im Gegenwind an die besagte Stelle heran. Scharf äugend, erkennt er ein hell- und braungeflecktes Etwas unter einer überhängenden Kartoffelstaude. Mit größter Vorsicht geht er noch einige Schritte vorwärts, und schon saust die Hacke mit wuchtigem, geübtem und selten versagendem Schlag — und Krach — auf den vermeintlichen Lampe — doch welches Pech — auf den ausgefahrenen Grenzstein nieder. Mit verhaltenem Fluch über den Mißerfolg, trottet der Jockel auf Umwegen wieder heimwärts, mit dem festen Vorsatz, ja den Adlerwirt von dem Reinfall nichts merken zu lassen. Der Hase war jedenfalls vorher aufgeschreckt, nicht mehr im Lager, und damit basta, so und nicht anders wollte er dem Adlerwirt glaubhaft machen. Die Begebenheit hatte trotzdem ihre Nachwirkung nicht verfehlt. Am darauf folgenden Markttag ging der Schuster Jockel, wie üblich, in die Stadt, um allerlei Geschäftliches — wie er immer sagt — zu erledigen. Im besonderen wollte er sich aber bei berufener Stelle über Grenzsteinangelegenheiten erkundigen. Auch der Kostenfrage galt sein besonderes Interesse. Also ging er zum Vermessungsamt. Der anwesende Vermessungsbeamte, ein sehr leutseliger Herr, hielt unserm Schuster Jockel einen kleinen Vortrag über das Vermessungsgesetz im allgemeinen, über Vermarkung, Grenzwiederherstellung usw., der zusammenfassend etwa wie folgt lautete: „Die Grundstückseigentümer haben zu gestatten, daß ihre Grundstücke zu Abmarkungs- und Vermessungsarbeiten betreten werden; sie haben die Marken der Vermessungspunkte — insbesondere die auf der Südseite mit T. P. (= Trigonometr. Punkt) oder AP. (= Anschluß- oder Aufnahme-punkt), auf der Nordseite mit einem  $\Delta$  (Dreieck) und auf den Kopf mit einem Kreuz versehenen Granitsteine — zu dulden und zu schonen. Diese Marken sind zur Erhaltung des Landesdreiecknetzes, auf welchem die Katastervermessung aufgebaut ist, von großer Wichtigkeit. Die Wiederbestimmung eines solchen Punktes ist mit umfangreichen Vermessungsarbeiten und daher mit sehr hohen Kosten verbunden. Diese Kosten hat derjenige, der die Vermarkung zerstörte, zu tragen.“ Der Beamte sagte weiter: „Wer Arbeiten vornehmen will, die den festen Stand eines Grenzsteins gefährden, hat rechtzeitig bei einer Vermessungsbehörde oder einem öffentlich bestellten Vermessungsingenieur die Sicherung oder Versetzung der Marke zu beantragen. Wer unbefugt Grenzmarken setzt, versetzt, aufrichtet oder gar von ihrer Stelle rückt, wird mit bis 150 DM oder Haft bestraft. Das Wiederbestimmen und Setzen verloren gegangener oder ausgefahrener Grenzsteine sollte tunlichst bald beim zuständigen Vermessungsamt oder bei einem öffentlich bestellten Vermessungsingenieur beantragt werden. Dasselbe gilt für Grenzfeststellungen, insbesondere vor Beginn von Bauarbeiten, um spätere unliebsame Grenzstreitigkeiten zu vermeiden. Ist aber eine neue Grundstücksgrenze abgemerkt, der grundbuchmäßige Vollzug des hierdurch entstandenen Meßbriefts in angemessener Frist nicht durchgeführt, so ist der Grundeigentümer verpflichtet, die frühere

Abmarkung wieder herstellen zu lassen. Kommt er aber dieser Verpflichtung innerhalb der vom Vermessungsamt gesetzten Frist nicht nach, so wird die Wiederherstellung von Amts wegen vorgenommen." Nachdem der Jockel, wissensdurstig wie er nun war, noch verschiedene Fragen gestellt hatte, sagte der Vermessungsbeamte weiter:

„Die allerorts festzustellende Zerstörung der Vermarkung, besonders im engparzellierten Ackergelände, beeinflußt in erhöhtem Maße den Aufwand an Vermessungskosten. In den meisten Fällen erfordert die Wiederbestimmung eines einzelnen Grenzpunktes umfangreiche Messungen, da der Schaden nicht rechtzeitig angemeldet wurde und in der Zwischenzeit weitere Grenzpunkte der Nebengrundstücke verloren gingen.“

Überzeugt von der Notwendigkeit einer Antragstellung zur Wiederbestimmung des angeblich vom Adlerwirt herausgeführten Grenzsteins, setzte er seinen Namen unter das ihm vorgelegte Antragsformular. Unter Dankesworten verließ er das Vermessungsamt und machte sich hoherhobenen Hauptes, seines Wissens wohl bewußt, auf den Heimweg. Schon freute er sich im Stillen auf den nächsten Samstagabend. Da würde er am Stammtisch schon den Herren Großkopfete mit seinem Wissen auftrumpfen und nebenbei auch dem schlitzohrigen Adlerwirt zu verstehen geben, daß derjenige, der einen Grenzstein umfährt, die Kosten für die Wiederbestimmung zu tragen hat.

Der Samstagabend kam heran. Der Jockel machte sich, sein Wissen nochmals überdenkend, auf den Weg zum Adlerwirt, wo die ortsbekannte Stammtischrunde bereits versammelt war. Unter anderem verstand es unser Jockel sehr bald, das allgemeine Gespräch auf Grenzangelegenheiten zu lenken. Seine Überlegenheit bezüglich dieses Themas machte ihn bald zum alleinigen Sprecher in der Runde. Auch verstand er es ausgezeichnet, dem Adlerwirt einen kleinen Seitenhieb bezüglich eines ausgefahrenen Grenzsteins zu verabfolgen, was jener mit dem wohlbekanntesten Augenzwinkern prompt quittierte.

Inzwischen war es spät geworden. Schon zum dritten und letztenmal mahnte der Ortpolizist mit unnahbarer ortspolizeiobrigkeitlicher Amtsmiene „Feierabend meine Herren“. Diesem unabwendbaren Verlangen wußten die Stammtischler nichts entgegenzusetzen und trotteten teils alleine, teils zu zweien den heimatlichen Gefilden zu. (Fortsetzung nächste Seite)

# SABA

*Radio*

Schwarzwälder Wertarbeit

BEWÄHRT UND BEGEHRT

Ein Sonntag ist doch etwas anderes als die Tage der Woche. Es liegt etwas in der Luft, auf das man lauscht wie einer aufklingenden Erinnerung an die Kindheit, wie einer lange verlorenen Melodie, von der der Wind einen Klang herträgt. Das Antlitz der Erde erscheint ernster, gesammelter, stiller, wie das Antlitz einer Mutter, die betet. Und wenn ein Glockenläuten von allen Horizonten tönt, verhaltene Musik von irgendwo, dann schwingt die Seele mit im Schwang der Feierstimmung, die uns so not tut wie die Ruhe nach der Arbeit, die Sammlung nach der Zerstreuung, die Einsamkeit nach dem Tumult.

Otto Gillen



Das Bild zeigt die Kanzel der Kirche in Wolfach

Das Vermessungsamt hatte in der Zwischenzeit antragsgemäß die Bestimmung und Vermarkung des Grenzpunktes veranlaßt und sandte den Kostenzettel für diese Vermessungsarbeiten dem Antragsteller, dem Schuster Jockel, zu. Dieser aber, kurz besonnen, machte sich auf den Weg und übergab, mit überlegener Miene den Kostenzettel dem Adlerwirt als dem Urheber der Grenzerstörung. Der Adlerwirt jedoch belehrte den Jockel, daß für die Aufbringung der Vermessungskosten in erster Linie der Antragsteller – in unserem Fall der Schuster Jockel – aufzukommen hätte. Bei dem nun folgenden Zwiegespräch fehlte es kaum an spitzen Redewendungen von seiten des Adlerwirts, aber auch der Schuster Jockel wußte seine treffenden Bemerkungen hieb- und stichfest anzubringen. Nach langem Hin und Her siegte doch des Jockels Überredungskunst, der Adlerwirt nahm den Kostenzettel an sich und die alte Freundschaft und Kriegskameradschaft war, nach gemeinsam getrunkenen „Halben“, wieder hergestellt.



## Baukredit

zu Friedenszinsen auch für Hauskauf und Erbenauszahlung durch steuerbegünstigte Bau-sparverträge der

**4 1/2 %**  
Zins für die II. Hypothek  
2 1/2 % Sporzins

**BADENIA - Bausparkasse GmbH, Karlsruhe**  
Südenstraße 12      Telefon 8086